



(Wochensblatt für den Amtsgerichtsbezirk Hadamar und Umgegend).

Nr. 38.

Sonntag den 20. September 1914.

16. Jahrgang.

Der „Hadamarer Anzeiger“ erscheint Sonntags in Verbindung mit einer 8seitigen Sonntagsbeilage und kostet pro Monat für Stadtabonnenten 30 Pfennige, incl. Porto 10 Pfennige, für Landabonnenten 40 Pfennige, incl. Porto 10 Pfennige. Man abonniert bei der Expedition, auswärts bei den Postabreitern oder bei der zunächst gelegenen Postanstalt. Inverate die 4erhalt. „Harmonie“ Seite 12 Bfg. bei Wiederholung entsprechenden Rabatt.

Redaktion Druck und Verlag von Joh. Wilhelm Hörter, Hadamar.

Auszug aus dem Kreisblatt des Kreises Limburg. Bekanntmachung.

Gestellung der felddienstfähigen Unteroffiziere und Mannschaften der Infanterie, Kavallerie und Feldartillerie der Reserve, Landwehr I. u. II. Aufgebots.

Am Sonntag, den 20. September 1914 vormittags 9 Uhr haben sich alle felddienstfähigen Unteroffiziere und Mannschaften der Infanterie, Kavallerie und Feldartillerie der Reserve, Landwehr I. und II. Aufgebots soweit sie noch nicht eingestellt sind, beim Bezirkskommando Limburg zu melden.

Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß diese Leute keinen Gestellungsbefehl bezw. keine Kriegsbeorderung erhalten, sondern diese **Bekanntmachung als Gestellungsbefehl** anzusehen haben.

Diejenigen Leute, welche als unabhkömmlich anerkannt, bezw. vom Waffendienst zurückgestellt sind, haben sich nicht zu stellen; dasselbe gilt auch für die Gestellung der ausgebildeten Landsturmpflichtigen pp. am 21. ds. Mts.

Die Herren Bürgermeister haben die Bekanntmachung umgehend **mehrmals** in ortsüblicher Weise bekannt zu geben.

Bezirkskommando Limburg.

Bekanntmachung.

Einberufung des noch verfügbaren ausgebildeten Landsturmes der Infanterie und Jäger.

Am Montag, den 21. September 1914 vormittags 9 Uhr, haben sich auf dem städtischen Viehmarktplatz in Limburg **sämtliche** bis jetzt nicht eingestellten **ausgebildeten** Unteroffiziere und Mannschaften **des Landsturms II. Aufgebots** sowie die nur garnisondienstfähigen der Reserve, Landwehr I. und II. Aufgebots und die **geübren** Ersatzreservisten der **Infanterie** zur Einstellung in das Landsturm-Ersatzbataillon Limburg zu melden. Landsturmpflichtige

tige Mannschaften, welche als Krankenträger ausgebildet sind, haben sich ebenfalls zu stellen. Die noch vorhandenen **felddienstfähigen** Mannschaften der Reserve, Landwehr I. und II. Aufgebots haben **besonderen** Befehl abzuwarten.

Wer bereits vor dem 1. August 1914 das 45. Lebensjahr vollendet hat, braucht sich nicht zu stellen. Von der Gestellung sind ferner die als feld- und garnisondienstunfähig bezw. untauglich ausgemusterten Mannschaften befreit.

Zum Gestellungsorte haben die Einberufenen freie Fahrt auf Vorzeigung der Militärpapiere bezw. auf mündliche Erklärung, daß sie zum Landsturm eingezogen sind.

Die Herren Bürgermeister haben vorstehende Bekanntmachung **sofort mehrmals** in ortsüblicher Weise bekannt zu geben.

Limburg, den 15. September 1914.

Bezirkskommando.

Der Weltkrieg.

Die Schlacht an der Marne.

In einer Meldung aus dem Großen Hauptquartier vom 15. September abends heißt es von der seit einer Woche ausgefochtenen Riesenschlacht an der Marne, daß sie „noch steht“. In der sehr vorsichtigen Ausdrucksweise der deutschen Heeresleitung bedeutet das, über den endgültigen Ausgang des furchtbaren Ringens beiderseitigen Heere könne das entscheidende Wort bisher noch nicht gesprochen werden. Aus der bedächtigen Zurückhaltung des deutschen Urteils läßt sich keinesfalls folgern, daß die Aussichten für die deutschen Waffen-ungünstig wären. Wir können es getrost den Fünkereien unserer Gegner überlassen, von großen französischen Siegen an der Marne und vom Rückzug der deutschen Armee auf der ganzen Linie zu fabeln. In Wirklichkeit haben die Franzosen und Engländer nicht einem einzigen Punkte der ausgedehnten Kampffront Erfolge errungen, die für das Endergebnis maßgebend sind.

Vor drei Tagen bereits wurde festgestellt, daß die Gesamtlage für uns günstig sei. Und seitdem ist nicht nur kein Rückschlag eingetreten, sondern das Waffenglück hat dem deutschen Heere sich zugeneigt. Die amtliche Kundgebung von „Teilerfolgen der Deutschen“ stößt uns Vertrauen zu dem weiteren Fortgang des todesmutigen Ansturms unserer Truppen auf die feindlichen Verteidigungsstellen ein.

Die Franzosen haben an der Marne, wie aus allen Berichten hervorgeht, ihre ganze Kraft für den Verzweiflungskampf eingesetzt, durch dessen Mißlingen voraussichtlich das Schicksal ihres Landes in der Hauptsache entschieden werden wird. Um so wichtiger ist es, daß die unseren ungeachtet der furchtbaren und beispiellosen Anstrengungen den ihnen entgegengestellten eisernen Wall durchbrechen und den Herzstoß gegen die feindliche Macht ausführen. Die östlich von Paris entwickelte Schlachtlinie hat sich jetzt weiter nach Verdun zu ausgedehnt. Von dort hat die Armee des deutschen Kronprinzen in den Kampf eingegriffen, so daß jetzt, wie anzunehmen, in einer 200 Kilometer langen Frontaufstellung die deutsche Heere die feindlichen Streitkräfte bedrängen. Es steht Großes, Entscheidendes auf dem Spiel; da ist der größte Einsatz eine Notwendigkeit. Wir müssen an der Marne siegen! Dieser Gedanke allein beherrscht zurzeit das Vaterland.

Amthches Telegramm.

Zwei französische Armeekorps und Teile weiterer Divisionen gestern südlich von Majon entscheidend geschlagen. Der Feind verlor mehrere Batterien. Feindlicher Angriff gegen verschiedene Stellen deutscher Schlachtfrent blutig zusammengebrochen. Vorgehende französische Alpenjäger am Vogesenkamp im Breuschtal zurückgewiesen. Deutsche erstürmten Chateau, Brimont bei

Die schöne Aruscha.

Roman von D. Elster.

24 So freundschaftlich Bana Said ihm auch entgegengetreten war und so sehr Said sich auch von den Vorurteilen seines Volkes freigemacht hatte, daß er so weit gehen sollte, einem Deutschen seiner Tochter als Weib anzuvertrauen, daran war kaum zu denken. Nur durch List oder Gewalt hätte man ihm die Tochter entführen können, um später eine Versöhnung zu versuchen, die durchaus nicht aussichtslos war, wenn Bana Said sah, daß sein Kind glücklich geworden war.

Doch an all diese Pläne konnte jetzt nicht gedacht werden. Aruscha selbst wollte nicht ohne Einwilligung ihres Vaters Bernhard folgen, und mit Gewalt sie zu entführen wäre ein Unrecht, eine Verräterei gegen Bana Said gewesen, deren sich Bernhard nicht schuldig machen wollte.

„Dein Rat ist gut, lieber Wasmuth“, entgegnete er dem Freunde mit melancholischem Lächeln. „Bana Said's Tochter mag allein nach der Küste zurückkehren, nur bitte ich dich, ihr zum Schutz einige Askaris mitzubringen.“

„Das soll geschehen, Freundchen! — Aber wo ist den Deine Schöne?“

„In jenem Walddorfe. Gestatte, daß ich mit ihr spreche, und gib mir sogleich das Kommando mit, denn ich setze voraus, daß Du so bald als möglich weiter marschieren willst.“

„Du hast recht. Noch einer Stunde befinden wir uns wieder auf dem Marsche. Gegen Abend denke ich Ben Mohameds Voma erreicht zu haben.“

„Ohne Zweifel wirst Du um jene Zeit dort sein können. Ich werde mich übrigens mit meiner Karawane Dir anschließen, denn ich darf mein Reisezweck nicht unterbrechen und habe auch in meinem Lager einige wichtige Gegenstände zurückgelassen, welche ich mir gern wiederholen möchte. Ich denke ich vermag Dir auch gute Dienste bei dem Angriff auf Ben Mohameds Voma zu leisten.“

„Die ich gerne annehme. Also abgemacht! Du gehst zum Dorfe zurück, ich gebe Dir fünfzehn tapfere Burschen und einen deutschen Unteroffizier mit, die die Tochter Bana Said's an die Küste bringen können. Dann marschieren wir beide auf Ben Mohameds Voma zu und treffen uns vor derselben wieder. Bist Du einverstanden?“

„Vollkommen.“

„Nun denn, auf Wiedersehen!“

Leutnant Wasmuth gab die nötigen Befehle und nach kurzer Zeit befand sich Bernhard wieder auf dem Marsche nach dem Dorfe. Dort angekommen, traf er Aruscha vollständig reisefertig und auch seine Leute standen in froher Erwartung da, daß es jetzt wieder der heimischen Küste zugehen würde.

Aruscha erschrak, als Bernhard ihr seine Entschlüsse mitteilte.

„Sie wollen mich verlassen?“ fragte sie leise, ihn mit bittendem Blick ansehend.

„Muß ich nicht, Aruscha?“ entgegnete er. „Sie selbst wollen es ja und dann — die Pflicht hält mich auch hier im Lande fest. Ich darf meine Reise nicht unterbrechen. Lassen Sie uns Abschied nehmen. Sie stehen jetzt unter sicherem Schutz. Abdullah begleitete Sie außerdem fünfzehn tapfere Soldaten und zwanzig Träger, die ich für Sie vom Pandi, dem Dorfältesten angeworben habe. In zehn Tagen spätestens sind Sie an der Küste und können dann nach Sansibar zurückkehren.“

„Kann ich nicht bei Ihnen bleiben? Mein Vater wird binnen Kurzem vom Tanganyikasee zurück sein, ihm könnten Sie mich zurück und er wird dankbar sein, daß Sie mich vor Ben Mohamed geschützt haben.“

„Es ist ungewiß, wann Ihr Vater zurückkehrt. Vielleicht verzeiht er mir auch nicht, daß ich Sie veranlaßt habe, dem Hause Ben Mohamed's zu entfliehen und dann — das Haus Ben Mohamed's wird bald nicht mehr sein.“

„Was sagen Sie?“

„Ben Mohamed soll vor Gericht gestellt werden wegen verschiedener Räubereien, deren er sich schuldig gemacht hat. Seine Voma soll zerstört und dem Erdboden gleich gemacht werden.“

„Schaudernd verhällte Aruscha ihr Haupt in dem Schleier. „Wann wird dieser entsetzliche Krieg zwischen Ihrem und meinem Volke beendet sein?“ flüsterte sie.

Reims, machten dabei 25 00 Gefangene.

Die Heer operiert weiter im Gouvernement Suwalki; Teile gehen auf Festung Dschwiz vor.

Lokales und Provinzielles.

* **Hadamar**, 19. Juni. (Schöffengerichtssitzung vom 16. September 1914.) I. Johanna M. von Th. war wegen Sachbeschädigung angeklagt. Sie sollte ein Gemisch von Brot u. Salz in einer Schüssel im Garten aufgestellt u. dadurch die Hühner ihrer Nachbarin, die davon gefressen, getötet haben. Es erfolgte ihre Freisprechung.

2. Zimmermeister Wilhelm B. in Hausen hatte Einspruch erhoben gegen eine Strafverfügung des Bürgermeisters, worin er beschuldigt war bei dem Bau eines Arbeitsraumes von der Zeichnung abgewichen zu sein. Das Verfahren wurde eingestellt, weil Verjährung eingetreten war.

3. Der Fortbildungsschüler Wilhelm Sch. in Hausen hatte Einspruch erhoben gegen eine polizeiliche Strafverfügung, worin er beschuldigt war, die Fortbildungsschule an 4 Tagen versäumt zu haben. Er wurde freigesprochen weil es zweifelhaft erschien, daß er die zur Erkenntnis seiner strafbaren Handlung erforderliche Einsicht besessen haben soll.

* **Hadamar**, 19. Sept. Heute beginnen an der hiesigen Volksschule die Herbstferien.

* **Hadamar**, 19. Sept. Wie in den Vorjahren, so sind auch in diesem Jahre seitens des Magistrats der Stadt Hadamar die Obstmärkte, die sich bei dem Publikum einer Beliebtheit erfreuen, wieder eingeführt worden. Die Tage der Märkte zeigen das heutige Inserat an.

* **Hadamar**, 19. Sept. In der Nacht vom 12. auf 13. Sept. wütete ein orkanartiger Sturm der nicht allein an den Obstfrüchten Schaden anrichtete, sondern auch an der Baumallee an der neuen Chaussee einen Baum abdrehte. Die Gewalt des Sturmes zeigt sich an dem Turmkreuz der St. Josephs-Anstalt, das seit diesem Tage schief steht, und sich beträchtlich nach Norden neigt.

Mahlbach.

Anfangs der vorigen Woche haben die Viehhalter hiesiger Gemeinde begonnen, ihr Vieh auf die Stoppelweide zu treiben. Auf diese Weise erreichen die Leute nicht nur eine wesentliche Futterersparnis sondern fördern auch wesentlich die Gesundheit ihres Viehes.

Meyer Abwanderer.

Eine sehr verständige Anordnung gegenüber dem oft unpassenden Verhalten Meyer — Abwanderer hat dieser Tage der Herr Bürgermeister Pinberger in Camberg an die dort untergebrachten Meyer erlassen mit folgendem Wortlaut:

„Wir führen keinen Krieg gegen Ihr Volk“, entgegnet Bernhard ernst. „Wir wollen gern mit ihm in Frieden leben, wir führen nur Krieg gegen die Räuber und Friedensstörer, Menschenjäger und Sklavenhändler, die nicht so sehr uns Schaden zufügen, als dem armen Volk der Neger, das schutzlos der Gewalt solcher Räuber preisgegeben ist. Deshalb, Aruscha, ist es nötig, daß Ben Mohameds Boma, dieses Raubnest, zerstört wird.“

„Sie haben recht. Er verdient kein Mitleid“, erwiderte Aruscha hastig. „Aber meinen Vater wird es schmerzen, daß seines Bruders Sohn ein solches Ende finden soll.“

„Wenn er recht und edel denkt, wird er auch uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Hoffen wir Bernhard — das ist das Einzige, was uns übrig bleibt.“

„Hoffen, Vertrauen und die — Liebe, Aruscha!“

Er hatte ihre Hand ergriffen und presste sie an die Lippen. „Werde ich Sie wiedersehen, Aruscha?“

„Ich weiß es nicht“, entgegnete sie traurig. „Wenn ich meine Reise vollendet habe“, fuhr er fort, „kehre ich nach Caribor zurück. Darf ich Ihnen ein Zeichen senden, daß ich wieder in Ihrer Nähe weile und Ihnen Sie mir dann gestatten, Sie wiederzusehen?“

„Ich muß mich dem Willen meines Vaters unterwerfen. Vielleicht gelingt es Ihnen seine Freundschaft trotz Alledem, was inzwischen vorgefallen, zu erringen.“

„Und wenn es mir nicht gelingt? Soll

„Ich habe mit Fremden erfahren und auch selbst bemerkt, das von unserm Meyer — Quartiergästen häufig die **Französische Sprache der Landessprache** vorgezogen wird.

Erstens geziemt sich das nicht für **Deutsche**, die Ihr seid und bleibt, zweites erst recht nicht, in der Zeit eines Krieges gegen den **französischen Erbfeind**, der uns überfallen hat, und drittens erfordert das Gebot einfacher **Höflichkeit** von Gästen, daß sie sich nach den **Gewohnheiten des Gastgebers** richten.

Nach dieser letzten Seite hin ist mir auch noch mitgeteilt worden, daß die **Hausordnung der Quartierwirte** hinsichtlich des **Abendlichen Hauschlusses** nicht beachtet wird.

Ich ordne deshalb an, daß die Gäste ohne besondere Erlaubnis des Hausherrn **Abends über 10 Uhr hinaus nicht ausbleiben** dürfen, und ich erwarte weiter bestimmt, daß künftig hier ohne Not der Gebrauch der **Französischen Sprache unterbleibt**.

Wird meinen Anordnungen nicht Folge geleistet, dann werde ich die **Betreffenden** aus den Einzelquartieren herausnehmen und in **Massenquartieren unterbringen lassen**.

Camberg, den 8. September 1914

Der Bürgermeister. **Pinberger.**

Die Nassauische Kriegsversicherung auf Gegenseitigkeit für den Krieg 1914.

Die bekanntlich kurz nach Beginn des Krieges durch die Direktion der Nassauischen Landesbank eingerichtet worden war, hat seitdem auch in verschiedenen anderen Landesteilen Eingang gefunden. So haben die Rheinprovinz, die Provinzen Westfalen, Sachsen, Hannover, Schleswig-Holstein und Brandenburg, der Bezirk Hessen-Cassel und das Großherzogtum Hessen nachträglich die gleichen Einrichtungen getroffen. In den Provinzen Schlesien und Pommern, sowie in den Königreichen Bayern und Sachsen befindet sie sich noch im Stadium der Vorbereitung. Die einzelnen Anstalten sind dabei, umwede Ausgleiches des Risikos miteinander in Verbindung zu treten. Zwischen der Nassauischen und der Westfälischen Anstalt ist ein solcher Vertrag bereits abgeschlossen.

Erfreulich ist das weitgehende Interesse aller Berufsstände in unserem Bezirk für diese segensreiche Einrichtung. Die vier Nassauischen Handelskammern in Wiesbaden, Frankfurt, Limburg und Dillenburg haben die sämtlichen angeschlossenen Firmen auf diese Einrichtung und insbesondere auf die Vorteile der Gesamtversicherung der Angestellten hingewiesen. Eine große Zahl von Firmen haben auf Grund dessen ihre im Felde stehenden Angestellten und Arbeiter versichert, so die „Mischbacher Hütte“ (Passavant), die Chemische Fabrik Nördlinger in Flörsheim, die Isabellen-Hütte in Dillen-

burg, Dyckerhoff und Widmann und Kalle und Co in Diebrich, Chemische Fabrik Dallmann und Co in Schierstein etc. Der Beitritt zahlreicher anderer Firmen steht noch in Aussicht.

Auch viele Vereine haben ihre im Felde stehenden Mitglieder versichert. Voran natürlich die Kriegervereine, aber auch andere Vereine wie derjenige Wiesbadener Musiker, die Turngesellschaft Oberursel, die Photographen-Zunahme Wiesbaden etc. Besonders zahlreich sind unter den Gesamtversicherungen die Behörden und Gemeinden vertreten. Als erster hat der Bezirksverband Wiesbaden seine etwa 200 einberufenen Beamten versichert. Es folgten die Landwirtschaftskammer und der Verein Nassauischer Land- und Forstwirte, sowie die Kgl. Weinbau- und Kellerei-Direktion in Wiesbaden.

Die Städte sind bereits beigetreten Limburg, Weilburg, Rüdelsheim und Oberursel. Mit den übrigen Stadtgemeinden stehen noch Verhandlungen. Es steht zu hoffen, daß auch die Städte Wiesbaden dem Beispiel des Bezirksverbandes folgen wird. Eine besonders anerkennenswerte Einrichtung haben auf Veranlassung des Landrats des Oberwesterwaldkreises die Landgemeinden dieses Kreises getroffen, indem sie ihre sämtlichen im Felde stehenden Gemeinde-Angehörigen mit je einem Anteilschein eingekauft haben. Die Angehörigen haben vielfach dazu noch weitere Anteilscheine entnommen. Auch in anderen Kreisen haben Landgemeinden denselben Beschluß gefaßt, so Johannisberg, Destrach, Rohenhahn und Flörsheim, letzteres hat allein 350 Scheine zu 10 Mark entnommen. Nunmehr hat sich die Landesbank an die sämtlichen Landgemeinden, die sich noch nicht angeschlossen haben, gewandt und ihnen ebenfalls die Versicherung ihrer im Felde stehenden Gemeindeglieder anempfohlen. Es gibt bei uns viele Landgemeinden, deren günstige Vermögens- und Steuerverhältnisse eine solche wohlthätige Einrichtung gestatten. Wo es zur Zeit an den nötigen Vermitteln fehlen sollte, ist die Landesbank bereit, solche zu einem ermäßigten Zinssatz vorzulegen, so daß sie nach Beendigung des Krieges allmählich abgetragen werden können.

Uebrigens sei bemerkt, daß diejenigen, die von der Nassauischen Kriegsversicherung noch Gebrauch machen wollen, sich beeilen müssen, da nach einiger Zeit die Ausgabe weiterer Anteilscheine eingestellt werden wird.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntniss gebracht, das von der Feldpost Pakete von mehr als 250 gr Gewicht an die Angehörigen des Feldheeres zurzeit nicht befördert werden dürfen und daher von den örtlichen Postanstalten auch nicht angenommen werden.

Wer beabsichtigt, Angehörigen des Feldheeres Pakete zu senden, hat das Paket, das möglichst nicht über 5 kg schwer sein soll, an den für den Feldtruppenteil zuständigen Ersatztruppenteil zu

ich Sie dann niemals wiedersehen?“

„Zunig preste Aruscha sein Hand.“

„Sie sollen mich wiedersehen, Bernhard!“ flüsterte sie. „Haben sie Vertrauen. Und nun leben Sie wohl“, setzte sie lauter hinzu, da Abdullah eintrat, um zu melden, daß alles zur Abreise bereit sei, „leben Sie wohl und der Gott, der über unser aller Leben wacht, möge Sie in seinen allmächtigen Schutz nehmen. Leben Sie wohl.“

„Lebe wohl, Aruscha — auf Wiedersehen!“

Noch ein inniger Händedruck, dann begab sich Aruscha mit Abdullah zu der bereits ihrer harrenden kleinen Karawane und bestieg das Meitier. Der Dorfälteste, Pandi, gab ihr das Geleit, Frauen und Kinder liefen neben ihr her und jauchzten und sangen. Noch einmal winkte sie mit der Hand zurück, dann verschwand ihre weiße Gestalt hinter den grünen Büschen des Waldes.

Bernhard atmete tief auf. Er war wieder allein und ein unsagbar schmerzliches Gefühl schlich sich in sein Herz, wenn er daran dachte, daß er das liebe Mädchen zum letzten Mal gesehen haben sollte.

Zufuß trat zu ihm und fragte nach seinen Befehlen. Durch die mannsfähigen Anordnungen, die zu dem Rückmarsch nach der Boma Ben Mohameds nötig waren, wurde er seinen Gedanken gestört. Ein Geräusch hatte sich unter den Enahelträgern verbreitet, daß der Marsch fortgesetzt, aber die Boma Mohameds vor der Fortsetzung des Marsches angegriffen werden sollte und sie zeigten nicht die mindeste Lust,

sich an diesem Kampfe gegen einen gefährlichen Feind zu beteiligen. Erst die Versicherung Bernhards, daß sie nicht zu kämpfen brauchen sondern daß den Kampf gegen Ben Mohamed die Kompanie der Schutztruppe durchführen werde, beruhigte sie einigermaßen, so daß sie willig ihrer Lasten aufnahmen und ihrem Herrn folgten.

Wie ganz anders erschien Bernhard heute der herrliche Wald. Er sah nicht die blendenden Lichter und tropische Farbenpracht. Er vernahm nicht die lustigen Stimmen der Vögelwelt und die possierlichen Sprünge der Affen und Eicklächer ergötzten ihn nicht mehr. In trüben Nachsinnen versunken schritt er dahin während ihm seine Leute in mürrischem Schweigen folgten. Erst als man gegen Abend dem Walde heraustrat und auf das Biwack der Kompanie der Schutztruppe traf, besserte sich die Stimmung der Leute und auch Bernhard ward von seinen trüben Gedanken abgezogen.

Dunkel lag die Ebene vor ihnen. Der Brand hatte alle Vegetation vernichtet und nur hier und da ragte ein halbverkohlter Baum spenstig zum Himmel empor. Ein befruchtender Regen aber würde in unglaublich kurzer Zeit die Vegetation üppiger denn je entstehen lassen, und die graue Wolkenschicht, die sich im Westen auf türmte und sich langsam am Himmel emporhob ließ für die nächste Zeit einen ausgiebigen, erfrischenden Regen erwarten.

„Wir haben schon ein kleines Schwarmgel mit dem Feinde gehabt“, erzählte Leutnant von Wasmuth lachend. „Ein Trupp der vielgefürch-

richten. Die Adresse würde z. B. für eine der 6. Kompagnie Infanterie-Regiments Nr. 81 an- gehörende Person wie folgt zu lauten haben:

An
das Ersatzbataillon
Infanterie-Regiments Nr. 81
in
Frankfurt a. M.
zur Weiterbeförderung an:
XVIII. Armeekorps,
21. Infanterie-Division,
42. Infanterie-Brigade,
Infanterie-Regiment Nr. 81,
II. Bataillon
6. Kompagnie.

Gefreiter d. Reserve X
Ausdrücklich wird bemerkt, daß dieses Verfah- ren nur auf diejenigen Personen des Feldheeres Anwendung finden kann, welche sich bei Truppen- teilen befinden, die zum Verband des XVIII. Armeekorps oder XVIII. Reservekorps gehören oder bei Truppenteilen stehen, die ihrer Num- mern usw. Bezeichnung nach als vom XVIII. Armeekorps hervorgegangen betrachtet werden kön- nen. Diese Angaben müssen aus der vom Ab- sender auf das Genaueste anzugebender Adresse hervorgehen.

Dem Verderben ausgesetzte Schwere sind un- ter keinen Umständen abzusenden, da längere Zeit verstreichen kann, bis das Paket in den Be- sitz des Empfängers gelangen wird. Es wird da- her auch ersucht, Pakete nur dann abzusenden, wenn der Empfänger die Uebersendung gewisser Gegenstände selbst gewünscht hat.

Die Anordnungen anderer Armeekorps sind hier nicht bekannt, es kann daher bezüglich der- selben hier auch keine Auskunft gegeben werden. Der Standort der Ersatztruppen kann bei der örtlichen Postanstalt erfragt werden.

Frankfurt a. M. den 10. September 1914.

Stellvertretendes Generalkommando
XVIII. Armeekorps.

Eine neue Bundesratsverordnung über die Fleischversorgung.

Seit einiger Zeit ist Deutschland mit Schlach- tvieh, namentlich mit Schweinen sehr reichlich ver- sorgt. Nach dem Kriegsausbruch hat sich das Angebot noch dadurch gesteigert, das zahlreiche Viehhalter übereilt ihre Bestände zum Schlachten abgegeben, obwohl diese oft noch w. it von der Schlachtreise entfernt sind. Unter den abgesto- denen Kindern befinden sich häufig jüngere, wert- volle Zuchtkühe, deren Erhaltung für die Nach- zucht nicht nur erwünscht, sondern notwendig ist. Eine Fortdauer dieser Mißstände muß trotz des jetzigen Ueberflusses auf dem Fleischmarkt die Fleischversorgung künftig beeinträchtigen und den Nachwuchs gefährden.

Der Bundesrat hat es daher für nötig gehalten, Schlachtungen von Kälbern mit weniger als

75 kg Lebendgewicht und von weiblichen Kin- dern unter 7 Jahren für die Dauer von 3 Mo- naten zu verbieten. Das Verbot findet keine Anwendung auf Weidemastvieh, auf das aus dem Auslande eingeführte Schlachtvieh und auf Nothschlachtungen. Ausnahmen von ihm können in Einzelfällen beim Vorliegen eines dringenden wirtschaftlichen Bedürfnisses zugelassen werden.

Die aus dem Verbot sich ergebenden Härten für die Viehhaltung werden wesentlich durch die zeitliche Beschränkung sowie dadurch gemildert, daß es nur Schlachtungen und nicht auch den Weiterkauf von Vieh umfaßt. Die günstige Ernte an Raufutter und die jetzige Weidegele- genheit werden den Viehhaltern im allgemeinen die Durchfütterung der von dem Verbot betroffe- nen Bestände ohne besondere Schwierigkeiten er- möglichen.

Der Handel und die Bevölkerung aber brau- chen keine Nachteile von der Verordnung zu be- fürchten, die auch für das kommende Jahr die Fleischversorgung zu erträglichen Preisen nach Möglichkeit sichern soll. Eine Einschränkung des allgemeinen Fleischbedarfs wird das Schlachtungs- verbot schon aus dem Grunde nicht bewirken, weil jetzt schlachtreife Schweine im Ueberfluß zu haben sind. Auch an Kalb- und Rindfleisch wird ein fühlbarer Mangel kaum eintreten. Denn das Verbot gestattet die Schlachtung von Kälbern über 75 kg und unbeschränkt die Schlachtung von männlichen Kindern sowie von Weidemastvieh. Ferner wird die bisherige Zuführung u. Schlach- tung von ausländischem Kalb- und Rindfleisch nicht berührt.

Zur Erleichterung der Durchführung des Ver- bots für die Viehhalter, besonders für die bäuer- lichen, sowie zur Unterstützung seines Zweckes wird in Preußen von dem Landwirtschaftsmini- ster für die Kriegsdauer eine besondere Hilfsmaß- nahme unter Mitwirkung der Landwirtschaftskam- mern geplant.

Ferner sind die Verwaltungen der größeren preussischen Städte angeregt worden, für einen baldigen und möglichst umfangreichen Ankauf von Schweinen zur Verarbeitung zu Dauerware, be- sonders zu Speck, Pökelfleisch, Schinken u. Würst- zu sorgen. Bei städtischen Schlachthäusern mit Kühlräumen kann das Schweinefleisch auch in rohen Zustände geraume Zeit aufbewahrt werden. Durch solche Vorräte würde sich eine etwaige spätere Knappheit an frischem Schweinefleisch teilweise ausgleichen lassen.

In ähnlicher Richtung beabsichtigt die preußi- sche Heeresverwaltung mitzuhelfen, indem sie in ihren Konservefabriken Schweinefleisch in grö- ßerem Umfange als bisher verarbeiten lassen wird. Auch will sie zur Schonung der Rinder- bestände darauf hinwirken, daß der Fleischbedarf für die Truppen im Inlande in gesteigertem Ma- ße durch Schweinefleisch gedeckt wird.

Bei dem Zusammenwirken des beschränkten

Schlachtungsverbots mit diesen besonderen Maß- nahmen wird es gelingen, die Fleischversorgung auf längere Zeit aus eigener Kraft sicherzustellen. Die deutschen Landwirte werden zur Erfüllung dieser bedeutsamen vaterländischen Aufgabe ohne Murren die mancherlei wirtschaftlichen und geld- lichen Erschwerungen hinnehmen, die ihnen das Schlachtungsverbot bringen wird. In gleicher Weise wird auf die verständige Mit- hilfe der übrigen Bevölkerungskreise vertraut wer- den dürfen. Jede Haushaltung vermag zur Si- cherung der Fleischversorgung während der Kriegs- dauer dadurch beizutragen, daß sie den Verbrauch an Kalb- und Rindfleisch bis zum Jahreschluß möglichst einschränkt und Vorräte von Dauerware aus Schweinefleisch für das nächste Jahr ansam- melt. Auch hier, wie in allen das Wohl des Vaterlandes betreffenden Fragen müssen Stadt und Land zu den unvermeidlichen Opfern sich bereitfinden lassen.

Gingefandt.

Unter „Gingefandt“ finden Artikel Aufnahme die sach- lich gehalten und von allgemeinem Interesse sind.

Zu dem Gingefandt vom 13. ds. Mts. im Ha- damarer Anzeiger wird erwidert, daß das Bür- germeisteramt in Folge der Mobilmachung mit Ar- beit derart überhäuft war, daß die Bürostunden bis in die Nacht hinein ausgedehnt werden muß- ten.

Um nun der Stadt die Heranziehung bezahl- ter Schreibhilfe zu ersparen, haben einige hiesi- ge Herren, darunter 3 Juristen ihre Zeit geop- fert und in anerkennender Weise die vorer- wähnten Arbeiten erledigt. Auch andere Be- hörden, z. B. das Kgl. Landratsamt in Limburg, wo doch auch Publikum verkehrt hat von ange- botener Hilfe ausgiebigen Gebrauch gemacht. Allerdings ist es einigemal vorgekommen, daß sich auf hiesigem Bürgermeisteramt mehr „Frei- willige“ angeboten hatten, als überhaupt be- schäftigt werden konnten; wenn nun der eine oder der andere mal einige Minuten länger als nötig dort verweile, so lag doch gewiß noch keine Veranlassung vor, denselben ohne weiteres vor die Tür zu setzen. Hätte der Einsender den Wunsch angedeutet seine amtliche Mitteilung un- ter 4 Augen zu machen, so wäre seinem Wunsch zweifellos sofort entsprochen worden.

Man sollte es kaum für glaublich halten, daß jemand in jetziger ernster Zeit Lust zu solch kleinlichen Nörgeleien verspüren würde, anstatt als Bürger der Gemeinde seinen Dank für die hilfreiche Unterstützung anzusprechen.

Einer für Viele.

Tinte

in vorzüglicher Qualität zu haben in der
Druckerei von J. W. Förster.

teten Massakrieger wollte uns den Uebergang über den Fluß verwehren. Aber einige wohl- gezielte Schüsse verschreckten die braunen Bur- schen.“

„Es ist schade um diese Massakrieger“, meinte Bernhard nachdenklich, „daß sie nicht an die Zivilisation zu gewöhnen und nicht zu Freun- den zu gewinnen sind. Es steckt eine gewisse Ritterlichkeit in ihnen, die sie vorteilhaft von den Negern unterscheidet.“

„Von den Negern an der Küste und in diesen Gebieten. mußt Du sagen“, entgegnete Leutnant Wasmuth, der sich bereits seit Jahren in Afrika aufhielt und eine reiche Erfahrung gesammelt hatte. „Aber sieh' Dir einmal da unsere Sudanesen an! Das sind prächtige Kerle und die besten Soldaten der Welt. Treu und gehorsam wie die Hunde und stark und mutig wie die Löwen. Die Neger hier an der Küste sind ein Mischlingsvolk aus den echten Bantunegern und den Arabern und In- diern, aus dieser Mischung ist nichts Gutes ent- standen. — Doch da kehrt eine Patrouille zu rück! — Nun, Unteroffizier Omar“, rief er dem schwarzen Unteroffizier zu, „was hast Du aus- gesundschaftet?“

Der Sudanese, eine riesige Gestalt mit glänzend schwarzer Haut und blitzenden Augen, stand in echt militärischer Haltung mit aufge- nommenem Gewehr vor seinem Vorgesetz- ten.

„Ich habe gesehen“, meldete er, „daß sich Ben Mohamed mit all' seinen Leuten in seine Boma zurückgezogen hat. Nur noch weni-“

ge Massai Schwärmen in der Ebene umher. Die Boma ist stark befestigt und Ben Moha- med hat sehr zahlreiche Krieger. Von einem Eingeborenen habe ich erfahren, daß heute Bana Said mit einer gut bewaffneten Schar vom Tanganikasee zurückgekehrt ist und sich Ben Mohamed angeschlossen hat. Bana Said befindet sich ebenfalls in der Boma.“

„Gut, Omar, ich danke Dir.“

Der schwarze Unteroffizier kehrte mit seiner Patrouille an das Lagerfeuer zurück. Bana Said ist zurück!“ rief Bernhard, „Das ist eine günstige Nachricht. So werde ich mit ihm sprechen und ich hoffe, daß dann Blutvergießen vermieden wird.“

„Hoffe nicht zu fest darauf, Freund“, warnte Leutnant Wasmuth, „Du hast den alten Said schwer gekränkt, indem Du ihm seine Tochter entführtest.“

„Ich habe sie ihm doch nicht ent- führt!“

„Jedenfalls glaubt er es. Doch wir werden morgen ja sehen! Heute ist nichts mehr zu beginnen. Da ruft uns der Diener zum Abendessen. Komm, Bernhard, laß uns essen und dann von der alten, schönen, deutschen Heimat plaudern!“

X111.

In der Nacht waren noch einige Mel- dungen eingelaufen, so daß Leutnant v. Was- muth am anderen Morgen seine Dispositionen zum Vormarsch treffen konnte. Die Träger wurden unter Bedeckung eines Kommandos, Soldaten am Waldesaum zurücklassen, wo

sie eine leichte Verschanzung errichteten, um gegen Ueberfälle geschützt zu sein. Leutnant Wasmuth und Bernhard marschirten mit der Vorhut, dessen Spitze Namashan führte, da er mit dem Terrain genau bekannt war; dann folgte der Groß der Kompagnie mit den beiden Beschützen, den Schluß des Zuges bildete ein Haufen bewaffneter Eingeborener, welche aus ihren Dörfern herbeigekommen waren, teils aus reiner Neugierde, teils aber auch, um den Soldaten bei der Bekämpfung des allgemein verhassten Ben Mohamed behilf- lich zu sein. Man wußte, daß in der Boma des Arabers große Schätze aufgehäuft waren, und hoffte, daß diese der Plünderung preisge- geben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Katholische Kirche.

Sonntag, den 20. September 1914.

7 Uhr Frühmesse, Hospitalkirche 7 Uhr
Nonnenkirche 8 Uhr. Gymnasialgottesdienst
8 Uhr Hochamt 10 Uhr.

Evangelische Kirche.

15. Sonntag u. Trinitatis. 20. 9. 1914.

1/10 Uhr Gottesdienst in Hadamar.

1/2 Uhr Christenlehre in Hadamar.

Die Kirchensammlung ist für den Verein „Hoff- mungstal“ bei Berlin bestimmt.

Mittwoch, den 23. Sept. abends 8 1/2 Uhr Kriegs- andacht und Betstunde.

Fruchtmarkt zu Hadamar.

Roter Weizen 20,50, Weißer Weizen —, Korn
15,50, Gerste —, Hafer 10,50, Butter das
Pfund 1,15, 2 Eier 18 S.

Hadamar, den 17. 9. 14. Wagner, Marktmeister.

Wäscht von selbst
ohne Reiben und Bürsten.

Persil

das selbsttätige
Waschmittel

Bleicht und desinfiziert.
Garantiert unschädlich.

Im Verlage von Rud. Bechtold & Comp. Wiesbaden ist erschienen (zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Buchbindereien sowie in der Expedition des Blattes):

Rheinischer Allgemeiner Landes-Kalender

für das Jahr 1915. Redigiert von W. Wittgen. — 72 S. 4^o, geb.
Preis 25 Pfg.

Zur Ausnutzung der diesjährigen reichen Ernte besonders zu empfehlen:

Obsteinkorbhüchlein
Dörrbüchlein

15. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor
E. Junge. Preis M. 1.50.
7. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor
E. Junge. Preis M. 1.—.

Ferner

Feldpostkarten

mit Kriegsbildern von Maler C. J. Frankenbach.

Serie 1, bestehend aus 6 versch. Bildern mit Text. Sehr erheiternd.
Preis für die Serie 15 Pfg.

Dieselben (Doppelkarten) mit Rückantwort.
Serie 30 Pfg.

Freiwillige Gaben für die im Felde stehenden Truppen.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß für freiwillige Gaben zum besten der im Felde stehenden Truppen, Verwundeten und Kranken im Bereiche des XVIII. Armeekorps 2 Abnahmestellen in Frankfurt a. M. und zwar:

- Abnahmestelle I. für Sanitätshilfsmittel (Zigarettenbedarf) im Carltonhotel am Hauptbahnhof.
- Abnahmestelle II. für Bekleidungsstücke, Nahrungs- und Genussmittel: Stellvertretende Intendantur des XVIII. Armeekorps Hedderichstr. 59 Erdgeschoss rechts.

eingerrichtet worden sind, welche dem Generalkommando unterstehen. An diese Abnahmestellen sind alle freiwilligen Gaben (nicht Geld) zu richten, gleichviel ob sie von Vereinen gesammelt oder von einzelnen Gebern gespendet werden. Gaben mit Sonderbestimmung z. B. für Angehörige einer Provinz, einer Truppengattung usw. anzunehmen ist nicht tunlich. Derartigen Wünschen kann nicht entsprochen werden.

Abnahmestelle freiwilliger Gaben Nr. 2 für das XVIII. Armeekorps.

Obstmärkte in Hadamar.

Die diesjährigen Obstmärkte werden:

Donnerstag, den 1., 15. und 29. Oktober 1914

auf hiesigem „Unteren Marktplatz“ abgehalten. Zum Verkaufe kommt, gepflücktes, sortiertes Tafel- und Wirtschaftselb, sowie gewöhnliches Wirtschafts- und Mostelb.

Gemüse können ebenfalls zum Verkaufe angefahren werden. Beginn der Märkte vormittags 10 Uhr.

Hadamar, den 14. September 1913.

Der Magistrat.
Gotthardt, Beigeordneter.

Sparsame Frauen
Stricker nur Sternwolle

deren Echtheit garantiert dieser

Stern von Bahrenfeld

FABRIK-MARKE

Mandorstern
beste Schweisswollen
für Strümpfe u. Socken.
nicht einlaufend
nicht filzend.

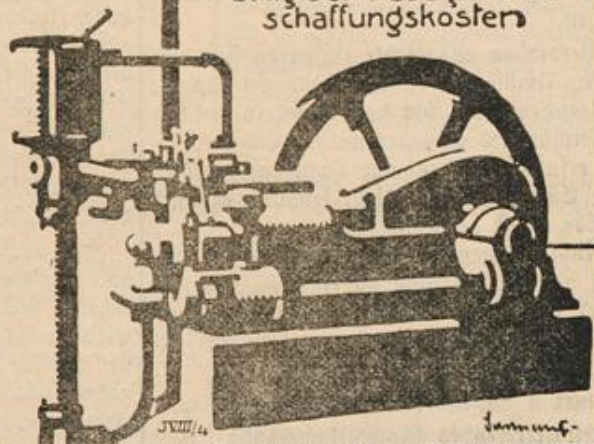
4 Qualitäten:
Stark-Extra-Mittel-Fein!

Sternwollspinnerei Alfons Bahrenfeld

DEUTZ

PATENT-NAPHTALIN-
MOTOREN
Neuestes Modell

arbeiten unübertröffen
billig bei massigen An-
schaffungskosten



Gasmotoren-Fabrik Deutz, Köln-Deutz
Zweig Niederlassung Frankfurt a. M., Taunusstr. 47

Arbeitsbücher

zu haben in der Druckerei
des Hadamarer Anzeigers
J. W. Hörter.

Für die Herren Landwirte!

Polizeiverordnung betreffend die Einrichtung und den
Gebrauch solcher landwirtschaftlichen Maschinen, welche
nicht im Felde arbeiten.

zu haben bei
J. W. Hörter Hadamar.



Trauer-Drucksachen!

Trauerbriefe, in jedem Format.
Danksagungskarten,
Trauerbilder,

liefert in bester Ausführung, in kürzester Frist und
jeder Zeit die

Druckerei J. W. Hörter, Hadamar.

Wäsche
weiche ein in
Henkel's
Bleich-Soda.



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

1914. * Nr. 39

Verlag von Hof. Wilh. Hörter in Sadamar.

Neue Bahnen.

Humoreske von Wolfgang Kemter. (Nachdruck verb.)

Seit mehreren Wochen merkte der Oberbuchhalter Robert Kraft, daß mit seiner Frau eine ihm unerklärliche Wandlung vorging. Noch wußte er nicht, was das Neue war, woher es kam und wohinaus es wollte, aber, daß es da war oder besser heranschwebte, konnte ihm nicht verborgen bleiben. Elise war gar nicht mehr wie früher. Sie, die vordem stets so propper und wie aus dem Eisen geschält war, konnte man jetzt noch um Mittag im Schlafrock antreffen, die Haare kaum gemacht, in Hausschuhen, und das war das erste, was Robert Kraft staunend bemerkte. Er sagte nichts, obwohl ihm alles Saloppe tief verhaßt war und gerade an seiner Frau ihm doppelt schmerzlich berühren mußte.

Aber es blieb nicht bei dieser Entdeckung allein. Immer mehr sammelte sich auf Tisch und Stühlen, auf Kästen und Befenken Staub an, der doch früher in dieser Wohnung nie geduldet worden war.

Der Staubbesen, der einst vielgebrauchte Utensil, lehnte melancholisch und vergessen in einer Ecke des Vorzimmers, und eine wadere Spinne hatte ihn zum Zeitvertreib schon vor einigen Tagen mit einem dichten Netz umspinnen. Robert Kraft, ein ruhiger, gemütlicher Mann, dem alle Aufregung zuwider war, duldete in der stillen Hoffnung, daß es doch wieder besser werden müßte. Fehlte ihm irgendein Knopf, so wendete er sich nun an die Köchin, nachdem seine Frau eine solche Bitte des öfteren überhört

hatte. Die Köchin brummte zwar auch, brachte den Knopf aber schließlich doch an seinen Ort.

Eines Morgens lag der Kanarienvogel, Elises Liebling, tot im Käfig. Er war, wie Robert Kraft feststellen mußte, buchstäblich verhungert und verdurstet. Es lag ein großer Vorwurf in seinem Blicke, als er es seiner Frau meldete. Mit einer Härte, die ihn wieder in peinlichstes Staunen versetzte, meinte diese gleichmütig: „Schade, aber was liegt am Ende an einem unvernünftigen Tierchen, ich habe ganz anderes zu denken.“



Mehr erfuhr Robert Kraft nicht und verließ in gedrückter Stimmung seine Wohnung. Er grübelte und sann Stunden, was diese gewaltige Änderung im Wesen seiner Frau verursachen mochte. Er kam zu keinem Resultat. Grund zur Eifersucht lag für ihn sicher keiner vor, denn eine Frau, die einem andern Mann gefallen will, gibt womöglich noch mehr auf ihr Äußeres als vordem, nicht aber weniger, oder, Robert Kraft mußte es bestimmert gestehen, fast gar nichts mehr, denn Elises Morgenrock war nun deren ausschließliches Bekleidungsstück geworden, und die Zeit ging an ihm nicht spurlos vorüber, und doch schienen sie gar nicht daran zu denken, ihn wegzulegen oder waschen zu lassen. Robert Kraft war ein Sauberkeitspedant, und allmählich gingen ihm die Zustände in seinem einst so gemütlichen Heime auf die Nerven.

Eines Tages fehlte der Schlüssel zum Nähtisch. Die Köchin hatte Nadel und Faden gebraucht. Endlich nach langem Suchen wurde er im Hofe gefunden, über und über vom Koft bedeckt und unbrauchbar. Er mußte an dieser Stelle mindestens zwei Wochen liegen.

Der Arikshafen von Dover, einer der Hauptstützpunkte der englischen Flotte. (Mit Text.)

Robert Kraft seufzte tief. Das sprach Bände, bis heute hatte Elise nämlich den Schlüssel nicht vermisst.

Als durch den Schlosser der Rästisch geöffnet war, lag darin ein uneröffneter Brief von Elises Eltern und datierte drei Wochen zurück. Diese Erscheinungen gänzlicher Vernachlässigung des Haushaltes, um den sich seine Frau doch früher müßtergütig gekümmert und den sie tadellos in Ordnung gehalten hatte, wurden dem Oberbuchhalter immer rätselhafter und geheimnisvoller.

Da wurde er einmal von der Frau seines Chefs auf der Straße angesprochen.

„Herr Kraft, was ist denn mit Ihrer Frau Gemahlin? Seit Wochen fehlt sie regelmäßig im Kränzchen. Die letzten Male hat sie sich nicht einmal mehr entschuldigt.“

Robert Kraft war außerstande, eine Auskunft zu geben. Er stammelte irgendein paar Worte, daß Elise nicht ganz wohl wäre oder so etwas ähnliches, aber es gelang ihm schlecht, zu lügen. In Wirklichkeit hatte er keine Ahnung, daß seine Frau auch diese wöchentlichen Zusammenkünfte der Damen der besseren Kreise nicht mehr besuchte. Er fragte sie denn auch, als er nach Hause kam.

„O,“ rief sie, „ich schäme mich so, daß ich dieser vormärzlichen Klatschgesellschaft angehört habe und, es ist schrecklich zu sagen, selbst mitgellacht habe. Zu Zeiten unserer Großeltern mögen diese biedermeierischen Verhältnisse ja ganz nett gewesen sein, aber heute im Zeitalter des riesigen Fortschrittes auf allen Gebieten, im Zeitalter der Räder, Maschinen und Motore ist auch der modernen Frau ein ganz anderes neues Gebiet zugewiesen. Der große Teil der Frauen zieht freilich noch im gemächlichen Schlendrian die alten, tausendmal ausgetretenen Wege, während doch neue Bahnen winken, auf die die Frau nur den Fuß zu setzen braucht. Nähen, Stricken, Stauben und wie diese erniedrigenden Arbeiten alle heißen, werden für die gebildete Frau bald in das Reich der Fabel gehören, denn andere Aufgaben stehen ihr bevor. Ich bin keine Anhängerin der Frauenbewegungen, in denen nur durch endlosen Wortschwall und Dauerreden gewirkt werden möchte, aber eine begeisterte Anhängerin der Tat der modernen Frau. Obwohl wir in der modernsten Zeit leben, für uns Frauen war noch vielfach, zum Teil aus eigener Schuld, tiefes, dunkles Mittelalter. Das soll und muß anders werden. Die Wissenschaft hat einst für unersteigbar scheinende Höhen erklimmt, Tag für Tag werden herrliche Erfindungen gemacht und glücken neue Versuche. Soll die Frau an diesen Triumphen des Menschengesistes nie Anteil haben? Soll sie immer nur gezieme Bewunderin und Zuschauerin sein? Nein und abermals nein! Wenn ihr Männer uns auch im Zuschauerraum den ersten Platz angewiesen habt, wir dürfen und wollen uns damit nicht begnügen. Große Ereignisse nahen auch für uns und sie werfen ihre Schatten bereits voraus.“

Mit diesen in erhobenem Tone gesprochenen immerhin etwas unklaren Worten, während welchen ihre Augen einen seltsamen Glanz annahmen und in ihre Wangen ein hohes Rot stieg, verließ Frau Elise das Zimmer. Robert Kraft starrte ihr verblüfft nach, dann sprach er bitter und voll Galgenhumor: „Schatten, ja die Schatten, die sehe ich.“

Robert Kraft mußte über die Rede, die ihm seine Frau gehalten, welche er ihr übrigens nie zugetraut hätte, wenn auch das meiste davon fremde Münze war, nicht lange grübeln und nachdenken, denn den Schleier des Geheimnisses lüftete schon einer der folgenden Tage.

Nach dem Mittagessen verließ Elise für kurze Zeit das Zimmer und kehrte mit einem Pack Papiere wieder zurück. Diese breitete sie auf dem abgeräumten Tisch vor ihrem Gatten aus.

„Da, schau.“

Verwundert betrachtete dieser die Zeichnungen, denn solche waren es, und kannte sich für den Augenblick wohl nicht aus. Er sah nur ein merkwürdiges Gerippe und Gestänge, das scheinbar ziel- und planlos auf dem Papier verlief und auseinanderging. Erst als er das letzte Blatt in die Hand nahm, da kam ihm das Verständnis, was das Ganze bedeuten sollte. Es waren ohne Zweifel die Pläne zu einem Aeroplan.

„Woher hast du das und was willst du damit?“ fragte er.

„Diesen Einderer“, antwortete Elise stolz, „habe ich konstruiert. Meine Erfindung. Unerwartet konnte ich, was ich einst von meinem Vater lernte, heute verwerten. Damals zeichnete ich aus Liebhaberei, und erst seit kurzem weiß ich, daß es das Schicksal so bestimmt hatte. Schon seit langem studierte ich den Bau aller möglichen Luftfahrzeuge genau, und einer plötzlichen Eingebung gehorchend, ging ich dann selbst, einen Apparat zu zeichnen, der gegenüber den gegenwärtigen Systemen verschiedene Verbesserungen hat. Die Arbeit ist gelungen. Heute zog ich den letzten Strich, in der Theorie ist mein Apparat fix und fertig. Nun muß er nur mehr gebaut werden, und dann dürfte ich den

Triumph haben, die erste Frau zu sein, die auf selbstkonstruiertem Aeroplane durch die Lüfte fliegt.“

Robert Kraft war in keiner beneidenswerten Lage. Einerseits bewies die peinliche Sauberkeit und Genauigkeit, mit der die Zeichnungen ausgeführt waren, daß es seiner Frau ernst war, andererseits aber war er sehr versucht zu glauben, daß sie ein bißchen übergeschnappt sei. Ratlos nahm er die Papiere und legte sie wieder beiseite. Er verstand nichts davon, und für ihn hatte das Gewirre von sich kreuzenden und querenden Strichen und Flächen etwas Unheimliches. Eines wenigstens wußte er jetzt, warum der Kanarienvogel hatte sterben müssen und warum niemand mehr dem Staube etwas zuleide tat. Warum seine Stiefel nicht mehr gepußt wurden und bei seiner Frau der Morgenrod in Permanenz erklärt war. Er wußte, warum Elise nicht mehr zum Kränzchen ging und wie so sie den Rästischschlüssel, ohne es zu merken, verlieren konnte. Das alles war ihm klar, und was weiter werden sollte, erfuhr er nur zu schnell.

Frau Elise war ans Fenster getreten und schwärmte:

„Bald, bald werde ich auf meinem Apparate kühn durch den Äther segeln, andere Schwestern werden folgen, und dann müssen wir auch auf diesem Gebiete dem Manne nicht mehr nachstehen, werden vielleicht glänzendere Erfolge haben als dieser, denn es ist Tatsache, daß die Frau in Stellungen, die einst nur die Männer versahen, heute mehr und Besseres leistet, da sie gründlicher und genauer ist. Dann sollen die Kränzchenbasen staunen und gaffen und vor Neid zerplatzen.“

Sie trat ins Zimmer zurück und sprach nun wieder kühl und sachlich: „Lieber Robert, es handelt sich nun um den wichtigeren Teil meiner Erfindung, die Flugmaschine zu bauen. Ich habe bereits vom Hafnerbauern seinen großen Schuppen auf ein halbes Jahr gemietet. Es werden auf zwei Seiten große Fenster eingebaut und dann ist er zur Werkstatte wie geschaffen. Das Rohmaterial, Motor und so weiter werde ich mit meinem mütterlichen Vermögen bezahlen und von einer Fabrik beziehen. Es dürfte gerade reichen. Natürlich kann ich die Arbeit nicht allein machen und muß einen Monteur anstellen. Damit es nicht zu viel kostet, wollen wir die Köchin entlassen.“

„Ja,“ fragte Robert Kraft etwas zaghaft, „soll denn der Mann auch lochen können?“

„Ach was,“ rief Frau Elise entrüstet, „was fällt dir ein. Du speißt während der Zeit in der „weißen Gans“. Für mich habe keine Sorge. Das Notwendigste werde ich schon irgendwo, vielleicht von der Hafnerbäuerin, bekommen. Viel brauche ich nicht. Wer denkt überhaupt ans Essen, der solche Pläne hat.“

„Liebe Elise,“ nahm nach einer Pause der Oberbuchhalter das Wort, und es lag darinnen etwas von Energie, die ihm keineswegs fehlte, die er aber seiner Frau gegenüber bis heute nie hatte anwenden müssen, „du wirst zugeben, daß es keine Kleinigkeiten sind, die dir die Zukunft bringen soll, daß es sich um Großes handelt. Ich möchte dich an dem Fluge, den du in doppeltem Sinne zu tun beabsichtigt und der dich hoch über uns Alltagsmenschen erheben soll, nicht hindern, aber vorerst möchte ich doch den Rat und die Meinung eines Fachmannes hören.“

„Dein Zutrauen ist außerordentlich schmeichelhaft, nichtsdestoweniger stehen dir die Pläne für eine Woche mit Vergügen zur Verfügung“, und hoheitsvoll rauchte sie aus dem Zimmer.

Robert Kraft packte seufzend die Pläne zusammen. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, und einer dieser Schatten hatte sich breit und dunkel über die einstige Gemütlichkeit in seinem Hause gelegt und sie ganz zugebedt. Jagte seine Frau Phantomen nach, oder waren ihr Erfolge beschieden? Er wäre der letzte gewesen, der sich daran nicht gefreut hätte, aber in beiden Fällen würde das Leben kaum mehr, wie es gewesen. Und gerade Elise und er hatten eine so friedvolle, glückliche Ehe geführt, gerade in den Räumen, die ihr Geist durchsonnt hatte, da sie noch ein echtes, rechtes deutsches Hausmütterchen gewesen, hatte man sich so wohl, so heimelig gefühlt, und das alles sollte für immer vorbei sein.

Robert Kraft sah die Zukunft nicht durch die roßige Brille wie seine Frau, er sah sie dunkel und düster und bei diesen Gedanken hatte er noch gar nicht einmal daran gedacht, daß er bald im Wirtshaus essen sollte. Wirtshausessen tat ihm nie gut, und sie hatten eine so gute Köchin gehabt. Aber, das fiel ihm gerade ein, die Ansicht, daß das Gasthausessen billiger wäre, war doch ein Unfinn. Er wollte die Köchin nicht ziehen lassen, aus den Trümmern wollte er sich wenigstens ein gutes Essen, das Leib und Seele zusammenhält, retten. Elise sollte ihren Monteur trotzdem haben.

Er schaute auf die Uhr. Es war erst halb zwei. Früher waren sie bis zwei Uhr in gemütlichen Geplauder gesessen, er hatte eine Zigarre geraucht, auf die er sich den ganzen Tag gefreut. Seit Wochen war er allein, mußte Zeitung lesen oder Fliegen fangen, und die Zigarre schmeckte nicht mehr halb so gut.

Robert Kraft verließ das Haus und ging mit den Plänen zu seinem Freunde, dem Rechtsanwalt Dr. Kantor. Der staunte, als er erfuhr, um was es sich handle.

„Sapperment,“ rief er, „sein und nobel gezeichnet, da fehlt nichts. Ob etwas daran ist, werden wir bald wissen. Will sie heute noch meinem Bruder, dem Ingenieur senden, der kennt sich schon aus. Na, Alter, laß den Kopf nicht hängen, auf die eine oder andere Art wird alles wieder recht.“ So tröstete Dr. Kantor den Oberbuchhalter, der ihm schon lange sein Leid geklagt hatte.

Eine Woche später holte sich Robert Kraft, von seinem Freunde telephonisch verständigt, bei diesem die Pläne wieder ab.

„Und nun?“ fragte er.
 „Daß sie bauen, und alles wird gut werden“, war des Rechtsanwaltes orakelhafte Antwort. „Ich kann dir heute wirklich nur diesen Rat geben“, sprach er weiter, als er bemerkte, daß Robert Kraft Näheres hätte wissen mögen. „Gib dich damit zufrieden und blide vertrauensvoll in die Zukunft.“

In der Stadt war es ziemlich schnell bekannt geworden, daß Frau Elise Kraft im Schuppen des Hafnerbauern eine Flugmaschine baue, und der Monteur, den sie angestellt hatte, wurde von allen Seiten mit neugierigen Fragen bestürmt. Es war ein schlauer Kopf und wußte, ohne viel zu verraten, die allgemeine Spannung aufs höchste zu steigern.

In der besseren Gesellschaft fehlte es nicht an spöttischen Bemerkungen über die Flugkünstlerin, jedoch der Gedanke, daß, wenn vielleicht doch etwas an der Sache wäre, die Geschichte für die Stadt sehr ehrenvoll und nicht ohne Bedeutung wäre, verhalf sie doch auch Geltung. Und so sah sich denn der Oberbuchhalter bald von jener hochgestellten Persönlichkeit huldvollst angeredet, die ihm früher für den Gruß kaum gedankt, und die sich nun in leutseliger und wohlwollender Weise über die Fortschritte in Frau Elises Werkstatt erkundigten und ihrer Sympathie für das Unternehmen lebhaften Ausdruck gaben.

In diesen Wochen sah Robert Kraft von seiner Frau nicht viel. Am Morgen verließ sie das Haus, bevor er sich erhob, und, wenn sie am späten Abend zurückkehrte, war sie so müde, daß sie sich gleich zur Ruhe begab. Nur soviel erfuhr er, daß die Arbeit rüstig vorwärts geschritten. Er kam nämlich nie in den Schuppen hinaus, wie denn überhaupt niemand dort Zutritt hatte, denn Frau Elise hatte doch noch soviel altväterliches, frauliches Gefühl, daß sie sich nicht in dem Aufzug, in dem sie da draußen herumhantierte, zeigen mochte.

Am einem Sonntag fragte Robert Kraft seine Geliebte: „Gesezt den Fall, Elise, deine Maschine hätte vollen Erfolg, wüßtest du dann vielleicht von Land zu Land, von Stadt zu Stadt reisen und Schaulüge veranstalten oder was sonst?“

„Ach, Unsinn, übrigens,“ meinte Elise pikiert, „scheinst du an einem Erfolg immer noch zu zweifeln. Tröste dich, alles wird klappen. Dann werde ich noch einige Apparate bauen, dieselben durch Piloten auf den in Betracht kommenden Plätzen vorführen lassen und endlich, wenn die Aufträge kommen, werden wir eine Fabrik erstellen. Ich übernehme die technische, du die kommerzielle Leitung.“

„Ja,“ fuhr sie fort, als sie ihres Mannes Staunen sah, „neue Bahnen sind es, auf denen die moderne Frau wandelt, die sie freilich, wenn es nach euch Männern ginge, nie betreten hätte. Neue Wege führen auch uns in die Zukunft, die früher im allgemeinen für die Frau nichts Neues, nichts anderes bringen konnte als die Gegenwart bot und die Vergangenheit unseren Schwestern geboten hatte. Das hat sich gründlich geändert. Neue Wege in unbekanntes Land, und die moderne Frau darf voll Hoffnung und Erwartung sein, Wege, die weitab von den Kleinlichkeiten des Alltags und des Haushaltes führen. Früher hat die Frau nur durch den Mann gelebt, war er ihr Stütze und ihr Hort, nun lebt sie durch sich selbst. Ein Unterschied von phänomenaler Bedeutung.“

Robert Kraft gab keine Antwort. Das, was seine Frau von neuen Bahnen sprach, glaubte er aufs Wort, er wenigstens fühlte sich vollkommen aus dem alten Geleis geworfen, sah altgewohnte Sitten und Gebräuche auf den Kopf gestellt, daß er sich kaum mehr gewundert hätte, wenn ihm jemand sagte, er müsse in nächster Zeit einen Koch-, Näh- oder Flickkurs mitmachen.

Tage kamen und gingen, und einer von ihnen brachte den letzten Hammerschlag an Frau Elises Werk. Fertig bis in den kleinsten Teil vollendet, stand der riesige, von Menschenhand geschaffene Vogel. Noch regungslos, ohne Leben, denn das Herz, das den Schwingen Bewegung geben und die Maschine durch die Lüfte tragen sollte, fehlte noch. Der Motor traf erst in den nächsten Tagen ein.

Er kam an und wurde sogleich eingebaut, und nun legte Frau

Elise zum ersten Male wieder seit langem Sorgfalt auf ihre Kleidung, als sie an der Seite ihres Gatten die zur Besichtigung der Flugmaschine geladenen Gäste empfing. Das Offizierskorps, den Bürgermeister mit dem Stadtrat, Beamte und andere hervorragende Persönlichkeiten der Stadt. Frau Elise brachte diese Stunde eine große Genugtuung. Sie war der Mittelpunkt der illustren Gesellschaft und der Gegenstand lebhafter Beglückwünschungen, und Robert Kraft fühlte, daß er hier heute nur etwas galt, weil er der Mann seiner Frau war.

Nun war's soweit. Die Probeflüge konnten beginnen. Auf der zwischen dem Seepark und der Stadt unmittelbar am See gelegenen großen Wiese sollten sie stattfinden.

Am festgesetzten Tage wurde die Flugmaschine auf den Platz geschafft. Ohne eigentliche Bekanntmachung wußte doch die ganze Stadt und die weite Umgebung von dem Ereignis, und schon eine Stunde vor Beginn war der Platz von Tausenden umstellt.

Brausende Hochrufe ertönten, als Frau Elise Kraft in ihrem dunkelgrauen Aviatikerkostüm erschien und auf dem Sisse Platz nahm. Der Monteur turbelte den Motor an, und plötzlich schoß die Flugmaschine auf dem Boden dahin und erhob sich nach kurzem Laufe in die Luft. In schrägem Fluge erreichte sie eine Höhe von vierzig Metern, wocaus sie sich wieder abwärts senkte und trotz der verzweifeltsten Bemühungen der Luftschifferin im Gleitfluge direkt in den See hineinstürzte. Hoch spritzte das Wasser auf. Eine Sekunde war es auf dem großen Plage totenstill, dann drängte alles zum Seeufer hin. Einige Boote waren bereits zur Stelle und suchten Frau Elise Kraft, die wie durch ein Wunder ganz heil geblieben war, auf. In Trümmern schwamm der stolze Flugapparat auf den Wellen. Teils durch das heftige Aufschlagen im Wasser, teils durch das an den Ufermauern war er ganz zerschellt.

Als man sah, daß weiter kein Unglück passiert sei und nun Frau Elise tropfend ans Land stieg, da brach die Menge plötzlich in schallendes Gelächter aus. Dieses Lachen tönte furchtbar in Frau Elises Ohren, kam ihr wie das Triumphgeschrei der Hölle vor, und sie wäre am liebsten in den Boden hinein verschwunden. Mit unsicherem, fast irrem Blicke sah sie umher, als ob sie einen Schlupfwinkel suchen möchte. Ein Herr bemerkte ihre tödliche Verlegenheit und stellte ihr rasch sein Automobil zur Verfügung. Robert Kraft dankte kurz, hob seine Frau in den Wagen, und sogleich setzte sich dieser in Bewegung.

Jegendwo in der Menge rief ein Spatzvogel, auf das graue Kostüm der Luftschifferin anspielend: „Die getaufte Maus“, und dieses Wort, das schnell die Runde machte, entfesselte neue Lachsalven, die der unglücklichen Aviatikerin bis zur Stadt schrecklich nachgelten.

„Wer den Schaden hat, muß für den Spott nicht sorgen“, und die Menge entschädigte sich für das entgangene Schauspiel durch derbe Wiße, die noch lange in der Stadt kursierten. —

Die Trümmer eines modernen Frauentraumes wurden aus dem See gefischt. Der Motor, für den hohen Zweck gebaut, einen metallenen Vogel durch die Lüfte zu tragen, wurde nach seiner Wiederherstellung von einer Gierteigwarenfabrik angekauft und trieb dort friedlich eine Muelmaschine. Die übrigen Teile wurden um einen Spottpreis an einen Altwarenhändler abgegeben. Robert Kraft entlohnte den Monteur, denn seine Frau wollte von dieser unglückseligen Sache nichts mehr wissen und wagte sich kaum mehr auf die Straße.

Eine günstige Gelegenheit benützte der Oberbuchhalter und übernahm die Leitung der Filiale seines Geschäftes in einer entfernten Stadt.

Mit nimmer Genugtuung konnte er bald feststellen, daß die neuen Bahnen, die seine Frau gewandelt, in die alten Wege eingemündet hatten. Proper, wie aus dem Ei geschält, war Elise wieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend, kein Stäubchen war mehr in der ganzen Wohnung zu finden, und das gemüthliche Plauderstündchen nach Tisch war wieder eingeführt. Kurz, Frau Elise war nach einem kleinen Zwischenraum, der wie ein Traum hinter ihr lag, wieder die gute, besorgte Hausfrau von ehedem geworden. Alles war wieder beim alten, alles wieder gut. Dabei nun dachte Robert Kraft an die Prophezeiung seines Freundes Dr. Kantor. Und er setzte sich hin und schrieb glücklichen Herzens an denselben von der wider alles Erwarten günstigen Wendung.

Umgehend kam die Antwort. „Lieber Kraft! Du bist so schnell aus unserer Stadt verschwunden, daß ich Dich nicht mehr sprechen konnte. Heute kam ich Dir das Urtheil meines Bruders über die Flugmaschine Deiner Frau mitteilen. Es lautete: In der Hauptsache Kopie eines bekannten Systems. Einige einschneidende Änderungen können nicht gelehnet werden, die den Apparat aber sicher nur hindern werden, seiner Bestimmung nachzukommen. Dieses Urtheil habe ich Dir seinerzeit aus guten Gründen vorent-

halten und Dir den Rat gegeben, Deine Frau bauen zu lassen. Im Vertrauen auf die Worte meines Bruders hoffte ich nämlich auf ein sicheres Flauto und glaubte, nur dadurch könne Deine Ehegesponsin von ihren Flugplänen, von ihrer modernen Umwandlung am ehesten für immer geheilt werden. Es ist gekommen, wie ich vermutete, und mit Dir freut sich Dein alter Freund
Dr. Kantor.“

Die Überraschung.

Humoreske von Paul Blifz.
(Nachdruck verb.)

Alljährlich gab Karl Winter seinen Freunden ein intimes kleines Atelierfest. Zehn bis zwölf lustige junge Leute wurden dazu geladen. Das Atelier wurde mit Pomp und Glanz geschmückt, aus-erlesene Delikatessen wurden auf Büfett gestellt und hellgoldiger Rheinwein perlte in den Kömern.

Auch in diesem Winter sollte ein so intimes kleines Fest gefeiert werden. Eben war Karl dabei, mit Hilfe seiner Haushälterin die letzten Vorbereitungen dazu zu treffen, als der Postbote ein Telegramm brachte. Erstaunt öffnete Karl das Papier. Kaum aber hatte er einen Blick hineingetan, als er es auch schon wütend zerhüllte und in die Ecke warf. „Das hat ja auch gerade noch gefehlt!“ rief er ingrimmig.

Verwundert sah ihn die alte Haushälterin an. — „Aber, Herr Professor, weshalb erschrecken Sie einen denn so?“ fragte sie zitternd.

„So 'n Bock kann auch nur ich allein haben!“ rief er tobend.

Inzwischen hatte Frau Helbig das Papier aufgenommen und den Inhalt gelesen. „Gott, ja,“ sagte sie nun, „es ist ja fatal, daß Ihre Frau Tante auch gerade heute kommen muß; das aber ist doch kein Grund, deshalb sich so toll zu gebärden; Sie werden die alte Dame von der Bahn abholen, werden sie in ihr Hotel geleiten und sich dann für heute abend von ihr verabschieden.“

„Sie kennen die liebe Tante nicht! Wenn die mich erst mal

hat, dann läßt sie mich auch nicht wieder los!“

„Aber wenn Sie ihr sagen, daß Sie Ihren Freunden heute abend ein Fest geben —“

„Dann will sie es mitmachen!“

„Nun gut, dann führen Sie sie her.“

Karl sah die Alte an. Dann lachte er laut auf: „Weiter hat mir ja gar nichts gefehlt! Nein, meine liebe Frau Helbig, das machen wir denn doch nicht! Sie ist zwar meine

Erbtante, dieses Opfer aber bring' ich ihr nicht. Auf dies intime kleine Fest hab' ich mich seit Wochen schon g'reut. Und sie würde es nur verderben, denn sie ist viel zu philiströs, um sich in unserem Zigeimertreife wohl und heimlich zu fühlen!“

„Aber Sie können doch die alte Dame nicht im Stich lassen!“
„Das werde ich auch nicht; ich werde sie von der Bahn abholen, werde sie in ihr Hotel bringen, und dann — ja, dann muß ich zu irgendeiner Notlüge greifen, um für heut abend freizukommen; morgen und die folgenden Tage will ich mich ihr gern widmen, so schwer es mir auch werden wird, denn die liebe Tante ist wunderbarlich, sehr wunderbarlich! Aber sie ist meine Erbtante!“

Und dann machte er eiligst Toilette, denn es war hohe Zeit, um noch zum Zuge zurechtzukommen. Beim Abgehen rief er der Alten zu: „Sollte jemand von meinen Gästen inzwischen kommen, dann entschuldigen Sie mein Fernbleiben.“

„Werd schon alles bestens besorgen“, nickte die alte Frau.

Wütend sprang er in die erste Droschke, die er traf, und fuhr zur Bahn. Aber einer Erbtante darf man keine Bitte abschlagen.

Kaum war er angekommen, als der Zug auch schon einlief.

„Karlchen! Karlmann!“ scholl es ihm aus einem offenen Wagenfenster entgegen. „Hier, mein Jungchen! Hier bin ich!“

Und ein langer Arm winkte ihm mit einem Nuss jubelnd zu.

Eine Minute später lag sie in seinem Arm, und ehe er sich recht besann, fühlte er sich umschlungen, bekam ein paar herzhaftes Küsse und war ganz in der Gewalt der lieben Tante. „Na, mein Jungchen, das ist doch 'ne Überraschung, wie?“

„Allerdings, Tantchen“, entgegnete er nur.

„Ja, solche Überraschungen liebe ich!“ jubelte sie weiter, „und diesmal bringe ich noch 'ne besondere Neuigkeit mit — aber davon später —, jetzt bist du wohl so gut und besorgst erst mein Gepäck, nicht wahr?“

„Gewiß, Tantchen!“ Er atmete auf, nahm den Schein und überlieferte ihn einem Gepäckträger; dann kletterte er in den Wagen hinein, der inzwischen leer geworden war, und schleppte eine Reisetasche, eine Hutkachtel, ein Plaid, eine Wärmflasche, einen Regenschirm und einen Blumenstrauß hervor.

So beladen gelangte er glücklich wieder auf den Bahnsteig.

Er senkte tief auf. Jetzt aber schnell hinein in eine Droschke, damit kein Bekannter dich sieht! dachte er und steuerte dem Ausgang zu.

Mit Not und Mühe kamen sie nebst allen den Gepäcksstücken in eine Droschke, deren Kutscher ganz verstocken lächelte,

als er den so schwer bepackten jungen Mann herantreten sah.

„Na, wie geht's denn nun, mein Jungchen? Hast du auch immer gut zu tun?“ fragte Tantchen besorgt, als der Wagen sich endlich schwerfällig fortbewegte.



Die deutsche Feldpost: Höhere Postbeamte in Felduniform.



Die Wirkung der deutschen Belagerungsgeschütze an den Forts von Lüttich. (Mit Text.)

als er den so schwer bepackten jungen Mann herantreten sah. „Na, wie geht's denn nun, mein Jungchen? Hast du auch immer gut zu tun?“ fragte Tantchen besorgt, als der Wagen sich endlich schwerfällig fortbewegte.



Aus dem französischen Heer: Algerische Tirailleure (Zurkos). (Mit Text.)

„Gott, man quält sich eben redlich,“ meinte er etwas fleinsaut, „nicht gemacht wird es einem nicht, das kannst du glauben.“ Sie nickte zustimmend: „Das glaube ich wohl, mein Jung, aber das ist doch nun mal nicht anders, wir haben uns ja alle schälen müssen; na, und so lange man jung ist, arbeitet man ja auch gern, nicht wahr?“ Er brauchte gar nichts mehr zu sagen, denn Tantschen wußte nun so viel von der Heimat zu erzählen, daß er nur zuzuhören brauchte — obschon es ihn wenig interessierte. Endlich, als sie gar

„Es tut mir ja selbst außerordentlich leid, Tantschen! Aber ich habe entsetzliches Zahnweh, ich möchte sehen, ob ich nicht einen Arzt treffen kann.“

In diesem Augenblicke kam der Oberkellner ins Zimmer. „Hören Sie, Herr Oberkellner,“ jubelte Tantschen auf ihn los, „gibt es nicht hier in der Nähe einen guten Zahnarzt?“

„Gewiß, meine gnädige Frau, sogar unten im Hause, — ein sehr tüchtiger, junger Arzt, — er ist sogar zufällig unten im Gastzimmer.“

„Dann melden Sie uns bitte an; wir möchten ihn gleich konsultieren.“



Generaloberst und Generalinspekteur Kronprinz Rupprecht von Bayern.



General French, der Oberkommandierende des englischen Landangäheeres. (Mit Text.)

kein Ende fand, fragte er: „Du sprichst doch vorhin von einer besonderen Überraschung, die du diesmal mitgebracht hast. Nun, was ist denn das eigentlich?“ „Nur Geduld, mein Jung! Du wirst es schon noch.“



Oberpostirat Georg Domizlaff, Generalpostdirektor in Leipzig. Phot. Vertheil.

„Was zu seiner Zeit! Du erfährst es schon noch.“ Der Wagen hielt. Man war vor dem bescheidenen Privatwagen, das Tantschen immer zu besuchen pflegte, wenn er nach Berlin kam. Jetzt begann die Ausladung. — Der Kutscher, Portier und Kofferträger wurden beladen. Tantschen begann mit dem Kutscher zu handeln. „Was?“ rief der Kofferträger, „handeln wollten Sie mich noch? In Berlin gibt es doch kein Kutscherhandeln!“ „Die Kutscher haben ja eine Taxe“, flüsterte Karl zu. Und so bezahlte sie, was der Kutscher forderte, konnte aber nicht unterlassen, beim Aufgehen zu sagen: „So schön, Grobian!“ Auch im Hotel war sie schon bekannt, — vermuthlich hatte sie beim vorigen Besuch mit den Trinkgeldern manövriert. Als man nach



Das deutsche Gesandtschaftsgebäude in Petersburg. (Mit Text.)

vielem Hin und Her endlich ein Zimmer gefunden und Karl sie gut aufgehoben wußte, hielt er es an der Zeit, sich nun zu empfehlen. Er zog ein Taschentuch heraus, hielt es an die Wade und sagte: „Nun, liebes Tantschen, bist du ja gut untergebracht, und deshalb hast du wohl die Güte, mich heute zu beurlauben. Ich habe nämlich einen wahnsinnigen Zahnschmerz.“

Aber da kam er schön an. „Was, jetzt willst du fort? Jetzt mich allein lassen? Nein, das dulde ich nicht!“ rief sie.

„Werd' ich sofort bestellen, gnädige Frau.“
 Karl schwißte. Da hatte er sich ja etwas Schönes eingebracht. Und dabei brannte ihm der Boden unter den Füßen, denn sicher waren jetzt schon alle seine Freunde daheim bei ihm angekommen. Inzwischen hatte Tantchen ihren Namen eingetragen; jetzt nahm sie das Buch und sagte: „So, mein armer Jung', jetzt komm nur mit hinunter, jetzt wollen wir dem bösen Zahn die Tücken austreiben.“

Er mußte mit hinunter. Der Zahnarzt kam ihnen sehr höflich entgegen.

„Berzählen Sie,“ begann Tantchen, „daß wir Sie noch stören.“

„Aber ich bin ja hier, um den Herrschaften zu Diensten zu sein!“

„Mein Nefse hat nämlich so entsetzlichen Schmerz.“

Noch immer war Karl wortlos, es schien, als habe seine Phantasie ihn ganz und gar verlassen. Endlich sagte er: „Laß uns doch allein, Tantchen!“

„Nein, mein Jung', laß nur, mir macht das nichts; ich bin ruhiger, wenn ich hier bei dir sein darf.“

Und jetzt begann der Arzt zu untersuchen, so daß Karl fast rasend wurde vor Ärger. „Ja, dieser hier ist es,“ erklärte er endlich, „am besten, wir ziehen ihn, denn er scheint ganz und gar krank zu sein.“

Karl nahm sich zusammen, stand auf und sagte: „Tantchen, jetzt bitt ich dich, geh hinaus.“ Auch der Arzt redete ihr zu, so daß sie endlich hinausging.

Als die Männer allein waren, sah Karl den Arzt mit heiterem Gesicht an: „Natürlich habe ich gar keinen Schmerz, das Ganze war nur eine Ausrede von mir. Sie begreifen wohl?“

„Vollkommen, mein Herr.“

„Gut. Was bin ich also schuldig?“

„Zehn Mark, mein Herr!“

Einen Augenblick sah ihn Karl an, dann griff er lächelnd ins Portemonnaie, zahlte und sagte: „Ich wünsche Ihnen lauter solche Patienten.“

Nach einem Weilschen ging er zur Tante, die im Lesezimmer des Hotels saß.

„Nun, wie geht's, Jungchen? Hat's sehr weh getan?“

„Es geht besser, Tantchen, aber ich halte es für richtiger, jetzt doch nach Hause zu gehen.“

Aber Tantchen war anderer Meinung. „Weißt du, Karlmann,“ bat sie, „nur einen Gefallen tu mir noch, ja! Begleite mich noch an die Lehrter Bahn!“

Erstaunt fragte er: „Aber weshalb denn?“

Und sie lächelnd: „Da kommt jemand, den ich erwarte. Das ist nämlich meine Ubertaschung.“

Da kam ihm ein fürchterlicher Gedanke: „Tante, hast du etwa wieder eine Frau für mich ausgesucht, die sich mit nun vorstellen soll?“

„Nein, Jungchen, sei ohne Sorge.“

Und dann fuhren sie nach dem Lehrter Bahnhof. Auf alle seine Fragen hatte Tantchen immer nur die Antwort: „Abwarten, mein Jung'!“

Dem Hamburger Zug entstieg ein stattlicher Mann, vielleicht Mitte der Fünfzig; der ging direkt auf Tantchen los und küßte sie. Tantchen schaffte schnell Aufklärung: „Ich bin verlobt, und Herr Wolter ist mein Bräutigam!“

Karl hatte sein Lebtag kein so dummes Gesicht gemacht —, was nützt mir eine Erbtante, die wieder heiratet, dachte er —, dann stammelte er etwas von Glück und Segen und so weiter und geleitete das Paar zu einem Wagen, und als er sich nun empfahl, hielt ihn auch Tantchen nicht mehr zurück.

Daheim kam er zur rechten Zeit. Die Freunde waren alle schon in bester Stimmung, sie hatten gegessen und getrunken, was sie fanden, und mit ihnen trank Karl nun lustig weiter, bis jene glückliche Stimmung über ihn kam, die von poesielosen Menschen als „Rausch“ bezeichnet wird.

Gast und Wirt.

Von P. Hoche.

(Nachdruck verboten.)

Echte Gastlichkeit gehört mit zu dem Schönsten im Leben; sie ist in hohem Maße verstanden, das Leben erträglicher zu gestalten, unser Dasein zu erklären. Ist unsere berufliche Tätigkeit oft ein ermüdendes Einerlei, ein ernstes Schaffen in harter Anstrengung, dann heben uns die häuslichen Feste in eine heitere Sphäre empor, in der allein der Engel der Freude seinzepter führt. Gemeint ist allerdings nicht jene hohle Gastlichkeit, die nur zufällig zusammengewürfelte Menschen miteinander vereint, weil es vielleicht gerade die Etikette verlangt. Die schafft kein inneres Band zwischen Gast und Wirt und läßt die Erschienenen so kalt verweilen und davongehen, wie sie gekommen sind. Solche Gäste verlassen das Haus ohne inneren Gewinn; sie fühlen sich vielleicht

nicht einmal abgehalten, über den zu aßerreden, dessen Brot soeben noch gegessen haben. Leider bringen es die Verhältnisse mit sich, daß man diese zeremonielle, aber wertlose Gastlichkeit ganz aus seinem Leben verbannen kann.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, sagt die Schrift, und dieses Wort gilt nicht bloß für die Ehe, sondern auch für den freundschaftlichen Verkehr. Es ist immer ein Glück, liebe Gäste um sich zu haben; aber es müssen Menschen sein, die nicht nur ein loses Konglomerat, ein ganz zufälliges Gemengsel von Leuten sind, sondern die in irgendeinem inneren Verhältnis zum Gastgeber und womöglich auch untereinander stehen.

Schon der Empfang der Gäste muß in ihnen das sichere Gefühl auslösen, daß sie durch ihr Erscheinen nicht nur einer Forderung des sogenannten guten Tons genügen sollen, sondern daß sie auch gern in dem Hause gesehen werden. Wenn der Wirt bei seinen Einladungen sich von seinen Gefühlen leiten ließ, dann kann die Stimme seines Herzens nicht stumm bleiben, wenn er die Gäste die Schwelle überschreiten sieht. Ein warmer, herzlicher Empfang bereitet von vornherein einen guten Boden für eine glückliche Stimmung. Eine nicht zu große Anzahl von geladenen Personen dürfte am ehesten zu empfehlen sein. Denn ist der Kreis der Geladenen zu groß, dann geht am leichtesten die Einheitlichkeit verloren; es müssen dann natürlich mehr oder weniger heterogene Elemente unter der Gesellschaft sein und den einzelnen kann das Gefühl des Fremdeins eher ergreifen, als wenn er sich mit wenigen ihm bekannten oder befreundeten Menschen zusammenfindet. Goethe behauptet, daß die Zahl der Geladenen am besten zwischen den Grazien und Mufen, also zwischen drei und neun zu finden ist.

Echte Gastlichkeit verlangt, daß wir den Tag, an dem wir Gäste haben, auch äußerlich aus dem Alltagsleben herausheben und daß wir den Gästen etwas Besonderes bieten. Wir gebrauchen den Gästen gegenüber zwar manchmal die abwehrende Phrase, daß wir „keine Umstände“ mit ihnen gemacht hätten, wir wollen dadurch bescheiden der Anerkennung begegnen. Es ist nur so, daß diese Phrase meist nur eine konventionelle Lüge ist; denn die Wirklichkeit wäre es doch eine arge Rücksichtslosigkeit gegen die Geladenen und eine ebenso grobe Unschicklichkeit, wie wenn der Gast von seiner Seite verschmähte, zu dem Feste ein Festkleid anzulegen und eine Feststimmung mitzubringen.

Zawohl, unserer Gäste wegen sollen wir uns „Umstände machen“, unser Heim sein säuberlich herrichten, selbst ein besseres Kleid anlegen, bessere Speisen auf den Tisch setzen. Zwar ist das bloß eine „feine äußerliche Zucht“, die mancher leider zur Hauptsache macht; aber sie soll auch ebensowenig fehlen, denn sie erhöht den Reiz, die Stimmung des Festes. Wer seinen Fremden zeigen will, daß er sie gern hat, wird ihretwegen gern bereit sein, einige kleine Opfer auch in diesen Dingen zu bringen. Der Dichter Knapp zeigt uns in seiner Einladung, wie ein Landmann über die Bewirtung seines Gastes denkt:

Frau, hebt er an, nimm aus dein bestes Huhn,
 Bereit es kräftig, setze Flur und Haus,
 Stell in die Stube auch einen schönen Strauß.

Und als der Gast erscheint:

Da eilt der Vater: Komm, du lieber Gast,
 Wie du so lange doch gesäumt hast!
 Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht,
 Komm, laß dich, es ist noch nicht zu spät!

Freilich, ein Mahl für die Geladenen soll keine bloße Abfütterung sein, die Gastlichkeit ist nicht allein vom Geldbeutel abhängig, sondern ein schlimmes Zeichen wäre es, wenn unsere Gäste in unsern Häusern nur das gute Restaurant suchten. Das Mahl sei zwar gut hergerichtet, doch gipfele das Fest nicht in seinen sinnlichen Genüssen, denn auch hier bewährt sich der biblische Satz: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Der Gastgeber muß daher in gleicher Weise für Leib und Seele sorgen. Zwar hat auch der Gast die Pflicht, denen, die mit ihm zusammen sitzen, sein Bestes zu geben, nicht nur fortwährend zu empfangen, sondern auch zu geben, aber in hohem Maße ist es doch von dem Wirte abhängig, wie die Geladenen fühlen. Seine Aufgabe ist nicht nur die richtige Auswahl, sondern auch die passende Gruppierung der Gäste. Während der Wirt den äußeren Verlauf des Festes aufmerksam im Auge behält, wird er auch der Unterhaltung der Gäste Ohr leihen. Auch hierbei ist es an diesem Tage seine Aufgabe, regeln, die Gäste sich selbst zu überlassen, wenn sie sich gut unterhalten, ein neues Gespräch zu beginnen, wenn das alte froh ihm eine andere Wendung zu geben, wenn es eine bedenkenlose Richtung eingeschlagen hat. Takt und Opferwilligkeit muß also an diesem Tage mehr wie je zeigen.

Nun ist das Fest beendet, die Gäste wollen sich entfernen, der Abschied ist gekommen. Er habe mit dem Empfange eines so gemeinsam, nämlich ungeheuchelte Freundlichkeit, Herzlichkeit. Der Gastgeber muß es seine Gäste fühlen lassen, daß es ihm ein

rade war, sie in seinem Hause bewirten zu haben. Dann werden sie sich auch mit dem angenehmen Bewußtsein auf den Heimweg begeben, daß die genossenen Stunden nicht nur einer angenehmen Vergangenheit angehörten, sondern daß sie auch in einer angenehmen Zukunft noch manchmal aufleben werden. Nun ist das Haus wieder still. Der Gastgeber hat sich, nachdem er die Gäste verabschiedet hat, in den Festraum zurückgezogen. Die Stühle sind nun verlassen, die Räume leer. Er läßt sich auf einen Sessel nieder und durchlebt in junger Erinnerung noch einmal die entflohenen Stunden. Und wie er sinnt, werden Nachrichten in seiner Brust lebendig; er fühlt sich noch nicht allein, die Gedanken der Geladenen scheinen noch gegenwärtig zu sein. Noch Gedanken tauscht er mit ihnen aus, und er fühlt sich froh und glücklich mit seinen Freunden, aber auch gestärkt, ermutigt durch die Weihe des Festes, um nun wieder schaffensfreudig der kommenden schweren Forderung des kommenden Tages zu genügen.

Häusliche Einschränkung in Kriegszeiten.

Von Dr. von Gneist. (Nachdruck verb.)

Unendlich viele Hausfrauen sind durch die Kriegszeit vor eine nicht ganz leichte Aufgabe gestellt, nämlich der Lösung Tagesgerecht zu werden, der notwendigen Einschränkung, größtmöglichen Sparsamkeit in der Lebensführung. Dieser Begriff ist ja für die verschiedenen Lebenslagen und Einkommensklassen ein unendlich verschiedener, und bei einer Lebensweise, bei der sich der eine bereits allerlei schmerzliche Entbehrungen glaubt auferlegt zu haben, würden sich vielleicht andere durchaus befriedigt fühlen. Das schwierigste Beispiel gibt es dort zu lösen, wo bereits denkbar größte Mäßigkeit und Sparsamkeit befohlen hatte, und wo dennoch gebieterische Notwendigkeit verlangt, die Bedürfnisse des täglichen Lebens noch mehr hintanzuschrauben. In erster Linie können die einzelnen Familienmitglieder der Hausfrau ihr schwieriges Amt dadurch erleichtern, daß sie sich aus freien Stücken der Gütigkeit befleißigen. Wenn auch nicht alle Tage gerade Lieblings Speisen auf dem Tische erscheinen, so kann doch das einfachste Gericht, sofern es nahrhaft und wohlschmeckend ist, seinen Zweck vollumfänglich erfüllen. Es wird sogar manchem äußerst dienlich sein, wenn er durch die Macht der Verhältnisse genötigt wird, sich der Mäßigkeit beim Essen und Trinken zu befleißigen. Denn es ist ja erwiesen, daß die meisten Menschen viel mehr Nahrung in sich aufnehmen, als der Körper zur Ernährung und Erhaltung der Körperkräfte bedarf. Eine zu reichliche Nahrungszufuhr vermag der Körper nicht auszunutzen, sondern sie schadet eher als sie nützt, und es ist nur ein wahres Wort: „Es sterben mehr Menschen an zu vielem Essen, als an zu wenig Essen.“ Mancher lernt es, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, einzusehen, daß zur täglichen Sättigung nicht so viele Umstände und kostspielige Kochkünste notwendig sind, ja daß man sich bei einfacher Kost wohler fühlen kann, als man dem Gaumen zuviel zugute getan wird. Wenn Gemüse, Salaten und Obst, sowie den eiweißhaltigen Nahrungsmitteln der Ehrenplatz auf dem täglichen Tische eingeräumt, so Fleisch jedoch mehr eine Nebenrolle zuerteilt wird, so nähern wir uns weit mehr der richtigen Zusammenstellung der Speisen, wenn das Fleisch im Vordergrund steht. Mancher wird hierbei zu seinem Erstaunen bemerken, daß er früher wohl gar angefeindete, aber nunmehr zwangsweise in Aufnahme gekommene Bevorzugung einer mehr vegetarischen Lebensweise allerlei Übeln den Garaus macht. Mancher Leidende dahinterkommen, daß die Ursache seiner Beschwerden in vermehrter Zusammenfassung des täglichen Speisezettels gelegen hatte. Schon des Morgens kann die heilsame Kur beginnen, dem Kaffeebeuteln zuliebe, doch der Gesundheit nicht minder zumut. Wenn auch der teurere Bohnenkaffee so gut mundet, so ist eine Mischung mit einem wohlfeilen Gerstentkaffee, oder dieser Kaffee allein zubereitet, nicht bloß billiger, sondern auch erheblich zuträglicher. Einen weit größeren Gefallen in bezug auf die Nahrhaftigkeit und Wohlbelümmlichkeit erweist die Hausmutter ihrer vielen kleinen Familie, wenn sie als Morgenimbiß eine nahrhafte Suppe auf den Tisch bringt. Eine gute Hafersuppe oder eine andere Suppe des Morgens ist für schwächliche, im Wachstum befindliche Menschenkinder ebenso wie für die Erwachsenen, die natürlich und freudig zur Erhaltung der Kräfte zurzeit auf die Nahrungsmittel einer guten Ernährung besonders angewiesen sind, ein wahres Labfal. Auch bedeutet diese Art des Morgenbrötchens ein gewisses Ersparnis, als es weit sättigender ist, als der übliche Morgenkaffee. In einigen Tagen wird man nichts Ungewöhnliches mehr darin erblicken und das Praktische dem weniger Dienerlichen mit Freuden vorziehen.

Auf dem Abendbrotstisch haben sich durch die Macht der Gewohnheit auch allerlei für unentbehrlich gehaltene und doch nicht unbedingt notwendige Leckerbissen und Lieblingsgerichte einzemittelt. Mit gutem Gewissen und ohne befürchten zu müssen, an unserer Ernährung Schaden zu leiden, können wir die verschiedenen Würstchenarten verbannen und statt dessen dem Rettig, Quark, Radieschen, Tomaten, der sauren und der Buttermilch oder dem Obst als Beilage zum Butterbrot den Vorzug geben.

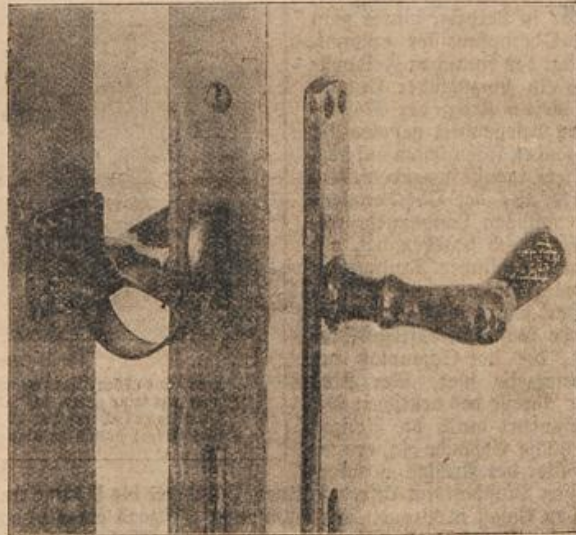
Mit Genugtuung wird mancher bemerken, daß bei dieser leichtverdaulichen Abendkost der Magen weit weniger belastet ist vor dem Schlafengehen, als bei der althergebrachten Zusammenfassung des Nachtmahls, und daß, abgesehen von der größeren Wohlfeilheit dieses Speisezettels, ein ruhiger Schlaf und am andern Morgen ein freier Kopf, ein Gefühl der Frische der Lohn dafür ist, daß man seiner Geschmacksrichtung eine kleine Abänderung auferlegte.

Zimmerhin gibt es manche, denen Entschuldigungen auf dem Gebiete des Gaumens bitter schwer fallen, wodurch der Hausfrau ihr ohnehin nicht leichtes Amt unnötig erschwert wird bei Aufstellung des täglichen Küchenszettels. Aber wie klein und nichtig erscheinen diese Entbehrungen im Hinblick auf jene unlagbar großen Opfer, die unsere Krieger im Felde so freudig und unentwegt bringen!

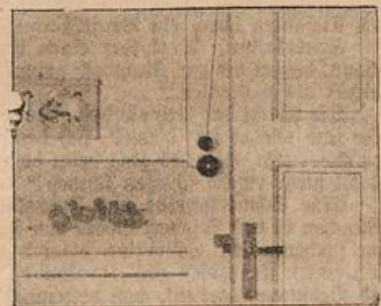
Fürs Haus

Ein wirksamer Türschalldämpfer.

Während man das Geräusch der Haustüren seit geraumer Zeit durch pneumatische und hydraulische Türschließer dämpft, nimmt man den Lärm der den Bewohnern viel näher gelegenen Zimmertüren noch immer als unvermeidlich in Kauf. Dieser Widerspruch, auffallend angesichts des weitverbreiteten Ruhebedürfnisses, hat seinen Grund in den mannigfachen Eigenschaften,



die an einen Schalldämpfer gestellt werden müssen, und die auf den ersten Blick widerspruchsvoll und unvereinbar erscheinen. Ein solcher Apparat muß Türen, die durch Wind oder Unachtsamkeit zuschlagen, elastisch auffangen, also einen bedeutenden Widerstand leisten, der aber bei normalem Schließen nicht im geringsten stören darf, da man sonst ständig über offene Türen zu klagen hätte. Er muß ferner von gefälligen Außern, dauerhaft und trotz alledem möglichst einfach und billig sein. Diese Eigenschaften scheinen nun in einem neuen, patentierten Apparat erfüllt. Er fängt die zuschlagende Tür elastisch an der Schloßfalle auf, während er bei normalem Schließen naturgemäß keinen Widerstand verursacht. An einer kleinen Metallplatte, die mit einigen Schrauben am Pfosten befestigt wird, befindet sich eine schneckenförmig gewundene Blattfeder. Schlägt die Tür nun zu, so läuft die Schloßfalle auf die Schrägfläche der Feder auf, die sich dadurch etwas nach unten biegt und so die Tür elastisch aufhängt. Bei normalem Schließen dagegen wird durch den Druck auf die Klinke die Falle ins Schloß gezogen, so daß sie am Schalldämpfer vorbeigeht. Damit die Feder beim Aufstreifen der Tür nicht seitlich ausweicht, ist hart neben ihr eine Schraube mit zylindrischem Kopf vorzusehen, die in dem einen Bilde deutlich erkennbar ist. Um die Schalldämpfung zu erhöhen, befindet sich zwischen beiden Enden der Feder ein Gummipuffer. Eine am Apparat befestigte kleine Blechzunge verhindert das Hängenbleiben der Schloßfalle beim Öffnen der Tür. Die Feder wird je nach Bedarf auf der einen oder anderen Seite der Grundplatte angeschraubt, so daß ein und derselbe Apparat sich für



Schalldämpfer an der Zimmertür.

normalem Schließen nicht im geringsten stören darf, da man sonst ständig über offene Türen zu klagen hätte. Er muß ferner von gefälligen Außern, dauerhaft und trotz alledem möglichst einfach und billig sein. Diese Eigenschaften scheinen nun in einem neuen, patentierten Apparat erfüllt. Er fängt die zuschlagende Tür elastisch an der Schloßfalle auf, während er bei normalem Schließen naturgemäß keinen Widerstand verursacht. An einer kleinen Metallplatte, die mit einigen Schrauben am Pfosten befestigt wird, befindet sich eine schneckenförmig gewundene Blattfeder. Schlägt die Tür nun zu, so läuft die Schloßfalle auf die Schrägfläche der Feder auf, die sich dadurch etwas nach unten biegt und so die Tür elastisch aufhängt. Bei normalem Schließen dagegen wird durch den Druck auf die Klinke die Falle ins Schloß gezogen, so daß sie am Schalldämpfer vorbeigeht. Damit die Feder beim Aufstreifen der Tür nicht seitlich ausweicht, ist hart neben ihr eine Schraube mit zylindrischem Kopf vorzusehen, die in dem einen Bilde deutlich erkennbar ist. Um die Schalldämpfung zu erhöhen, befindet sich zwischen beiden Enden der Feder ein Gummipuffer. Eine am Apparat befestigte kleine Blechzunge verhindert das Hängenbleiben der Schloßfalle beim Öffnen der Tür. Die Feder wird je nach Bedarf auf der einen oder anderen Seite der Grundplatte angeschraubt, so daß ein und derselbe Apparat sich für

rechts- und linkschlagende Türen verwenden läßt. Die erste Abbildung stellt den Augenblick dar, in dem die Schloßfalle beginnt, auf die Schrägfläche der Feder aufzulaufer, die andere zeigt, daß der kleine, billige Apparat an der Tür nicht auffällig in die Erscheinung tritt.

Unsere Bilder

Der Kriegshafen von Dover, einer der Hauptstützpunkte der englischen Flotte. Die gewaltigen Neuanlagen des englischen Seehafens wurden vor vier Jahren eröffnet. Der Hafen zerfällt in einen Handels- und in einen Kriegsmarinehafen; letzterer faßt 15 große Kriegsschiffe und 14 Zerstörer und ist so tief, daß auch zur Ebbezeit die größten Schiffe einfahren können. Die Hafendämme haben eine Gesamtlänge von mehr als 3 km und umschließen eine Wasserfläche von fast 300 ha. Die mächtigen Molen sind mit doppelten Eisenbahngleisen versehen, neben denen sich breite Gehwege hinziehen; sie sind sowohl zur Einschiffung von Mannschaften für die Kriegsmarine als für die Entladung von Handelschiffen eingerichtet. Die Anlagen, die eine Bauzeit von 12 Jahren erforderten, kosteten rund 90 Millionen Mark.

Die Wirkung der deutschen Belagerungsgechüße an den Forts von Lüttich. Bei der Beschießung von Lüttich haben sich unsere großen Belagerungsgechüße glänzend bewährt, ein Einzelschuß durchbricht selbst die stärksten Beton- und Panzerdecken. Unsere beiden Bilder zeigen die Wirkung unserer deutschen Belagerungsgechüße in dem Fort Loucin.

Algerische Zirkelleure, Joq. Zerkos, die sich aus nordafrikanischen Eingeborenen rekrutieren und die von Weissenburg und Würth her noch in Erinnerung sind. Sie wurden zur Verstärkung Velforts herangezogen.

Geh. Oberpostkar Georg Domizlaff, Oberpostdirektor in Leipzig, wurde zum deutschen Feld-Oberpostmeister ernannt. Der höchste Leiter des deutschen Feldpostwesens gilt als ein vorzüglicher Organisator, dem in diesem Krieg der Massenheere besondere Gelegenheit geboten ist, seine hervorragenden Fähigkeiten auf dem Gebiet postalischer Organisationszuberweisen.

General French, der Oberkommandierende des englischen Landungsheeres, der sich nach Frankreich begeben hat, um über die Landung englischer Truppen zu verhandeln, die Frankreich vor Kriegsbeginn zugesichert war.

Das deutsche Gesandtschaftsgebäude in Petersburg, das der Schauplatz der russischen Pöbelezeje war. Der Mob drang nach der Abreise des deutschen Gesandten, unbehindert durch die Polizei, in das unverletzte Gebäude ein, ermordete den als Hüter der Archive zurückgebliebenen greisen Bottschaftsrat Alfred Kattner, plünderte die Räume und steckte hierauf den Palast in Brand. Der imposante, glänzend eingerichtete Bau wurde erst im Vorjahr nach Plänen von Prof. Peter Behrens erbaut. Er enthielt reiche Kunstschätze, die Eigentum des Grafen Pourtalès waren.

Allerlei

Höchster Grad von Kurzsichtigkeit. „Ist denn der Professor wirklich so kurzsichtig?“ — „Kolossal! Neulich sah ich ihn im Zoologischen Garten den Elefanten durch ein Vergrößerungsglas betrachten.“

Spekulation. Arzt (der einen kranken Bauer behandelt): „Ich will schaun, daß er bis zur Kirchweih gesund wird, denn dann bekomme ich ihn wieder als Patienten!“

Die Nacht der Gewohnheit. Herr (zum alten Nachtwächter): „Nanu! Sie sind wieder im Dienst? Ich dachte, Sie haben sich pensionieren lassen?“ — „Ja, Herr, es ging beim besten Willen nicht; ich hab' halt keine Nacht mehr richtig schlafen können!“

Eine Schwerdtseide aus Franzosenhaut. In der Kunstammer zu München ist das Schwert Georg von Frundsbergs aufbewahrt, wohl eines der sonderbarsten Schwerter, die wir besitzen. Frundsberg war nämlich von einem Franzosen zum Zweikampf gefordert worden, und dieser hatte die Bedingung gestellt, daß derjenige, der den anderen im Zweikampfe erschlage, die Haut des Erschlagenen über seine Schwerdtseide ziehen müsse. Frundsberg siegte und ließ die Haut des Franzosen über seine Schwerdtseide ziehen.

Wie das Herz ruht, zeigte Dr. Richards seinen Schülern durch einen einfachen Versuch. Er sagte zu einem Schüler, der noch eben die Eigenschaften starker Getränke gerühmt hatte: „Wollen Sie bitte, während ich lebe, meinen Puls fühlen? Der Schüler zählte 74 Schläge in der Minute. Dann setzte sich Richards und ließ abermals zählen — es waren nur noch 70 Schläge; dann legte sich der Arzt auf ein Kanapee, und der Herzschlag

verminderte sich auf 64. An diesen Versuch knüpfte er folgende Betrachtung: „Wenn Sie sich zum Schlafen niederlegen, so geschieht dies, weil das Herz der Ruhe bedarf. Wenn Sie in dieser Weise ruhen, macht das Herz 10 Schläge in der Minute weniger, in der Stunde also 600 und bei einer Nachtruhe von 8 Stunden fast 5000. Da das Herz nun mit jedem Schläge 6 Unzen Blut ausstößt, macht dies einen Unterschied von 30000 Unzen während der Nacht. Lege ich mich also abends ohne Alkohol zu genießen nieder, so ist dieses die Ruhe, die das Herz gewinnt. Nehmen Sie aber Ihren Wein oder Grog, so vermehren Sie durch diese Reizmittel die Arbeit des Herzens und die natürliche Folge ist, daß Sie am Morgen ermüdet aufstehen.“

Gemeinnütziges

Wenn Sellerie stark ins Kraut treibt, so bleiben die Knollen meist in unzureichenden Rüststände und sind für den Markt nicht sonderlich geeignet. Es empfiehlt sich, noch rechtzeitig die einzelnen Pflanzen mit dem Spaten umzustechen, damit die Knollen sich ausdehnen können.

Das Klagen der Kohlköpfe ist ein sicheres Zeichen dafür, daß sie ihre Entwicklung abgeschlossen haben; sie müssen also geerntet werden.

Silberne Löffel pußt man mit einem Brei aus Schlemmkreide und Salmiakgeist. Die Löffel werden damit eingerieben, eine Weile liegen gelassen, dann reibt man sie erst mit einem leinenen Tuch und danach mit einem Leder ab.

Beim Düngen der Kohlpflanzen muß Chili salpeter streng darauf zu achten, daß von dem Salpeter nichts auf den Kopf der Pflanzen gelangt. Das Düngesalz würde sonst, vom Gießwasser aufgelöst, in die Hohlräume des Kopfes führt werden, was zur Folge hätte, daß die Pflanzen eingehen.

Zueinandergestellte Gläser oder Jingen schalen haften zuweilen so fest, daß sie beim Versuch der Lösung brechen. Man man aber das untere Glas in warmes Wasser setzt und kaltes in das obere, so zieht sich letzteres zusammen, während sich das untere dehnt. Die Trennung läßt sich dann leicht bewerkstelligen.

Verwertung der Eierchalen. Eierchalen werden in den meisten Wirtschaften weggeworfen oder verbrannt. Das ist ein großer Fehler. Denn die Eierchalen sind bekanntlich reich an Kalk und Phosphorsäure. Sie bilden daher ein vorzügliches Nahrungsmittel für das Jungvieh. In diesem Zweck müssen sie aber zu Staub verstampft werden. Der Staub wird dann unter das Futter gemischt. Bei Kälbern, Fohlen usw. sind mit diesem Weisfutter bereits gute Erfolge erzielt worden. Es empfiehlt sich daher, Eierchalen aufzubewahren und zu Futterzwecken zu verwerten.

Das Ernten des Tabaks muß bei trockenem Wetter vorgenommen werden. Verletzungen der Blätter geben bei feuchter, vornehmlich aber bei nasskalter Witterung Anlaß zur Rost- und anderen Blattkrankheiten.

Logogriph.

Mit L umgeb' ich allseit dich,
Mit Sch verachte mich,
Und setzst du ein D dafür,
Dann spendet es die Blume dir.
Julius Falk.

Homonym.

Man macht aus Holz und Eisen mich,
Und zum Befestigen nimmt man mich,
Ich steh' im Boden, an der Wand,
Nicht hat der Fuß und auch die Hand.
Julius Falk.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Pfeffer, Pfeffer. — Des Anagramms: Weis, Weis.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.